Autor:	**Adolf Heller**
Thema:	**Der Knechtschaft entronnen**

D E R K N E C H T S C H A F T E N T R O N N E N

Bilder aus dem Leben eines Kriegsgefangenen
(1917 – 1919)

ADOLF HELLER
(1895 – 1973)

Inhalt:

1. Im Drahtkäfig 2
2. Das erste Verhör 4
3. Auf der Fahrt nach Le Havre 5
4. Die Überfahrt nach England 7
5. In Southampton 8
6. In Blandford (Wales) 10
7. In Shakespeares Heimatstadt 11
8. Im Hungerlager 15
9. Es werde Licht! 16
10. Die heilige Badezelle 18
11. Gottesdienst im Pferdestall 18
12. Der verkrachte Opernsänger 19
13. „Es gilt für mich …“ 20
14. Lebensmittelverteilung und Kohlenempfang 22
15. Der Eckpfostenevangelist 23
16. Wir wir „predigen“ lernten 24
17. Von Lager zu Lager 25
18. Kommunistische Bücherwarte 27
19. Die Stunde der Befreiung 28
20. Eine furchtbare Überfahrt 29
21. … wie die Träumenden… 30

All mein Ruhm bist Du allein!“ 31

1. Im Drahtkäfig

Ist es Wahrheit oder Traum, was ich erlebe? Gefangen? Ich soll ein ehrloser, wehrloser Gefangener sein? Ich, der ich in flammender Begeisterung zu Kriegsbeginn eine Losung ausgab, die hundert- und tausendfach widerhallte in Wort und Lied, als ich das „Lied der Kriegsfreiwilligen“ dichtete, das bis über den Ozean wanderte und selbst in amerikanischen Zeitungen veröffentlicht wurde? Wie ein Hohn dünkt mich’s, dass ich damals schrieb:

„Gewaltig braust’s von Fels zu Meer:
Das deutsche Volk in Waffen!
Wir sind ein eisenklirrend Heer,
Nur für den Sieg geschaffen!
In uns lebt noch Titanengeist,
Und unsre einz’ge Losung heißt:
Wir siegen oder sterben!“

O, dass ich erwachte aus diesem dunklen Traum, der meine Sinne gefangen nimmt! Es kann ja nicht wahr sein! Ich liege sicherlich in einem deutschen Stollen bei meinen Kameraden und schlafe, um für die befohlene Patrouille in die zweite englische Stellung Kräfte zu sammeln. Um zu erwachen, greife ich in die Drahtmaschen des Käfigs und reiße mir dabei die blauen, durchfrorenen Hände blutig. Neben mir liegt der steinharte englische Keks und eine halbe Büchse Corned beef, die mir der mitleidige Tommy hereingeschoben hat. Und zum Zeichen besonderen Wohlwollens reicht er mir ein englisches Witzblatt.

Es ist also doch Wahrheit? Und wieder und wieder rollen die Bilder der letzten drei Stunden vor meinem geistigen Auge vorüber. Mir ist, als wäre ich in einem Kino, so unwirklich kommt mir alles vor.
Ohne Mantel und Stahlhelm, nur mit dem Revolver bewaffnet gehe ich mit Unteroffizier Bösand gegen Morgen des 1. Dezember 1916 gegen die englische Stellung vor. Gestern war ich schon einmal in der zweiten feindlichen Linie. Es war mir gelungen, mich unbemerkt durch die erste hindurchzuschleichen. Einem gefallenen Tommy hatte ich die Achselklappen abgeknöpft, englische Waffen und Zeichnungen der feindlichen Stellung mitgebracht.
Aber die Auskunft hatte nicht genügt.
Es war mir befohlen worden, ein zweites Mal den Gang zu machen. So ließ ich denn meine zehn Leute kurz vor der ersten feindlichen Linie liegen und befahl ihnen, nur im Falle eines entstehenden Handgemenges einzugreifen. Bösand und ich gingen weiter vor, gelangten unbemerkt durch die dünne Kette vorgeschobener Maschinengewehrposten hindurch und begaben uns nach Erledigung unseres Auftrages auf den Rückweg. Ich fühlte mich so sicher, dass ich den Revolver in der ledernen Hülle barg und auf Händen und Füßen zu meinen Leuten zurückkroch. Und dabei ereilte mich das Verhängnis.
Wir gerieten in einen kleinen Graben, den wir vorher nicht bemerkt hatten. In der Nähe glaubten wir flüsternde Stimmen zu hören. Und ehe ich meine Waffe der Lederhülle entnommen hatte, klang es ganz nahe, fast zum Greifen nahe vor mir: „Stop! Who goes there?“ Gleichzeitig knatterte ein Maschinengewehr, und ich spürte, wie die Kugeln mir am Kopfe vorbeisausten. Und schon saßen etliche englische Bajonette auf meiner Brust. Ich merkte noch, wie Bösand im Kugelregen aus dem Graben sprang und verschwand.

Im Nu war mir mein Seitengewehr entrissen. Eine andere Hand griff nach meiner Uhr Aber ich sagte in bestimmtem Tone: „Meine Uhr behalte ich!“ Als die Soldaten merkten, dass ich englisch sprach, waren sie viel freundlicher zu mir und nahmen mir auch tatsächlich meine Uhr nicht ab.

„Führt mich zu euren Offizieren!“ kam es mehr befehlend als bittend aus meinem Mund. Ich hoffte, ausreißen zu können. Es war aber nicht möglich. Wenige Schritt von uns entfernt war ein Unterstand. In den kletterte ich hinab, begleitet und bewacht von zwei Soldaten. Zwei Offiziere, soweit ich mich entsinne, ein Oberleutnant und ein Hauptmann, empfingen mich sehr freundlich. Der erste bot mir einen Cognac an. Den wies ich aber stolz zurück. Als mir jedoch der zweite eine herrlich duftende Zigarettenbüchse entgegenhielt und dazu eine brennende Kerze reichte, griff ich als leidenschaftlicher Raucher ohne langes Besinnen mit einer Verbeugung zu. Die Offiziere besahen an meinen Achselklappen die Nummer meines Regiments und fragten nach der Bedeutung meiner Ordensbänder. Mit betontem Selbstbewusstsein gab ich Antwort. Wenige Minuten später wurde ich nach den rückwärtigen Stellungen geführt.
Es begann hell zu werden. Im Morgengrauen sah ich viele tote Engländer und Franzosen unbeerdigt umherliegen. Dazwischen aber auch manchen gefallenen deutschen Kameraden.

Ein dumpfes, banges Ahnen beschlich mich, dass der Krieg für uns wohl verloren gehen müsse. Während auf der deutschen Seite kilometerweit hinter der Linie alles zerschossen war, es keinen Proviant und keine Munition gab, sah ich hier, wenige hundert Meter hinter der ersten Kampfstellung, ganze Berge von Leder- und Gummischuhen, Fleischbüchsen, Brotvorräten und viele Batterien mit riesigen Munitionsmengen.
Ich erschrak bei diesem Anblick. Denn die Überlegenheit an Menschenzahl, Lebensmitteln, Kleidungsstücken, Artillerie usw. war gewaltig. Kaum traute ich meinen Augen. Wir hatten drüben nur eine ganz dünne Linie mit einer einzigen Reservestellung, während hier große Truppenansammlungen waren. Der Tommy hätte nach einem kurzen Trommelfeuer glatt durchmarschieren können.
All das legte sich wie Bleigewicht auf meine Seele.
Kurz hinter den Linien qualmte lustig der Schornstein einer Hütte. Ein Koch kam heraus, betrachtete mich neugierig und bot mir eine Scheibe Weißbrot mit einem riesigen Stück kalten Braten und einer Tasse dampfenden Tee mit Milch an.
„Iß, Kamerad!“ sagte er freundlich lächelnd, „so etwas Gutes habt ihr da drüben doch lange nicht mehr bekommen!“
Entrüstet wies ich seine spöttischen Worte, nicht aber die köstlichen Speisen zurück. Leider hatte er nur allzu recht. Solch duftendes Weißbrot, solch ein Stück Braten und schwarzen Tee mit Milch hatte ich in den letzten Monaten allerdings nicht erhalten.
Noch manches schadenfrohe, hässliche Lächeln musste ich sehen, aber auch manchen mitfühlenden, verständnisvollen Blick. Als ich auf der Landstraße marschierte, begleitet von einem berittenen Gendarmen, fuhr ein Auto an uns vorbei.
„Feldwebel, Sie sind sicherlich müde“, sagte mein Begleiter zu mir und hielt das Auto an. Die darin sitzenden Soldaten halfen mir freundlich beim Einsteigen und boten mir Zigaretten an. Ich nahm dankend an und erzählte, dass der Krieg wohl bald beendet sei, da Deutschland ihn ohne allen Zweifel rasch gewinne. Meine Gefährten waren zwar entgegengesetzter Meinung, aber sonst vertrugen wir uns doch ganz gut.
Endlich waren wir am Ziel. In einem völlig verwahrlosten Hause war in einer Waschküche oder einem zu ähnlichen Zwecken benutzten Raume ein Drahtkäfig eingebaut. Dahinein wurde ich

gesperrt. Und nun sitze ich zusammengekauert da und starre in das offene Flammenfeuer, dass sich meine beiden Posten angezündet haben.
Im Drahtkäfig! Geknechtet und entrechtet!! Freiheit und Vaterland, Mannesstolz und Soldatenehre, alles ist mir genommen! Ich möchte heiß aufschreien. Aber die Lungen haben keine Kraft und die Augen kein Tränen. Ich fürchte, dass ich verrückt werde ...

2. Das erste Verhör

Kaum bin ich einige Stunden in meinem Käfig, da öffnet sich die Tür, und herein tritt – Seppel Bösand, mein treuer Unteroffizier. Wie die kleinen Kinder freuen wir uns, dass wir zusammen sein dürfen. Und mit fliegendem Atem erzählt er, wie es ihm ergangen sei.
„Bei dem englischen Anruf springe ich aus dem Graben, umsurrt von Maschinengewehrkugeln. In einem Granattrichter finde ich Deckung. Nach einigen Minuten, als ich mich herausstehlen will, sehe ich Engländer auf mich zu kommen. Aber ich knalle etliche nieder. Die übrigen springen zurück und eröffnen Maschinengewehrfeuer auf meinen Trichter.
Im Schutze des Feuers wollen sie von der Seite an mich heran. Doch glückt es ihnen nicht. Ich kann mich verteidigen und sie mir vom Leibe halten.
So vergehen einige Minuten. Schon hoffe ich, dass ich entschlüpfen kann. Da legt der Tommy plötzlich leichtes Artilleriefeuer dicht hinter meinen Trichter. Ich nehme volle Deckung und merke kaum, wie das Feuer immer weiter zurückgelegt wird. Wenigstens kommt mir das nicht zum vollen Bewusstsein.

Plötzlich springen einige Engländer im Schutze des zurückverlegten Feuers auf mich und fesseln mich. Und nun, Herr Feldwebel, melde ich mich zur Stelle!“ --
Endlich, nach der ersten Nacht im Drahtkäfig, werde ich zum Verhör vor einem höheren Offizier befohlen. Wie tut es wohl, wenigstens wieder einmal die Glieder recken und strecken zu können!
Hinter einem mit Karten aller Art überhäuften Tisch sitzt ein freundlicher Herr in der kleidsamen, schmucken englischen Offiziersuniform. Er spricht perfekt deutsch. Es ist anscheinend seine Aufgabe, die Gefangenen auszufragen.
Meine Regimentsnummer kann ich nicht leugnen. Die steht auf meinen Achselklappen und ist aus meinen mir abgenommenen Papieren ersichtlich. Aber in Bezug auf unsere Stärke und Stellung erzähle ich das Blaue vom Himmel herunter, um wenigstens noch auf diese Art meinem Vaterlande einen Dienst zu tun.
Doch lächelnd zeigt mir der Major, oder was er sonst sein mag, eine Karte unserer Stellung. Und diese Karte ist so genau, gibt so haarscharf alle Wege, Unterstände und Grabenverbindungen an, dass ich mehr als erstaunt bin. So eingehendes Kartenmaterial habe ich in den deutschen Linien nie gesehen. Das kann unmöglich das Ergebnis von Fliegeraufnahmen und Patrouillengängen sein. Da muss irgendwelcher Verrat mitspielen: entweder durch französische Zivilisten hinter der Front oder durch deutsche Überläufer. Der Offizier ist derart gut über unsere Truppenbewegungen unterrichtet, dass ich nicht mehr lüge, sondern mich in Schweigen hülle.
Wenn ich nähere, zweckdienliche Angaben mache, dann soll ich gutes, warmes Essen erhalten, darf mich, wie man mir sagt, waschen und rasieren und werde mich über keine schlechte Behandlung zu beklagen haben. Wenn ich aber in meinem Lügen und Schweigen verharre, dann – ja, dann werde ich es vielfach bereuen müssen. Morgen soll ich wieder zum Verhör geführt werden.

Es steht natürlich außer allem Zweifel, dass ich nichts sagen werde. Ich kann ja auch eigentlich nichts sagen, den der Dolmetscher weiß ja viel mehr über unsere Stellung, als ich selber weiß. Aber ich werde ihm auch nichts bestätigen, und wenn ich noch jahrelang in diesem elenden Drahtkäfig sein muss!
Mein Unteroffizier und ich ermuntern uns gegenseitig und vertrösten uns auf bessere Zeiten. Bei dem frischen, lebendigen Geist der englischen Truppen und den ungeheuren Vorräten aller Art, die wir gesehen haben, wird es uns sehr schwer, an eine baldige Erschöpfung des Gegners zu glauben. - Aber wir wollen auf Deutschlands Siegeswillen vertrauen und nicht irre werden trotz unserer schmählichen Lage, in die das Schicksal uns verschlagen hat.

3. Auf der Fahrt nach Le Havre

Entgegen den Drohungen des Dolmetscheroffiziers wurden wir nicht mehr verhört. Vielmehr wurden wir angewiesen, uns zum Abtransport bereit zu halten. Über unser Ziel konnten wir nichts Näheres erfahren. Die Posten, die uns begleiteten, waren immer nur kurze Wegstrecken bei uns und hatten uns an rückwärts gelegene Stellen abzuliefern. Ein Entkommen war schlechterdings unmöglich. Die Verpflegung war ausreichend; sie bestand aus dem garten englischen Militärzwieback und Corned beef.
Nun sitzen wir zusammengekauert in einem zugigen kalten Güterwagen. Hätte ich doch auf die unglückselige Patrouille einen Mantel mitgenommen! Jetzt bin ich völlig der bitteren Dezemberkälte ausgesetzt. Die Mütze tief ins Gesicht gezogen, die schmutzstarrenden blaugefrorenen Hände in die Hosentaschen vergraben, so hocken wir, dumpf vor uns hinbrütend, in einer Ecke.
Nur manchmal schaue ich durch die Gitter hinaus ins Freie.
Überall wimmelt es von französischen Soldaten. Auch englische Truppenteile sieht man da und dort. Einmal kommt ein junger französischer Bahnbeamter zu uns und betrachtet uns neugierig. Er ist sehr freundlich, und ich komme mit ihm ins Gespräch.
Er stammt aus St. Quentin. Manches erzähle ich ihm von seiner Heimatstadt. Interessiert lauscht er und ich kann ab und zu nur mühsam eine Träne unterdrücken.
Ich sage ihm, wie ich es 1914 dort getroffen habe, wie dagegen jetzt die Stadt, hauptsächlich durch die Wirkung deutschfeindlicher Geschosse, schrecklich aussehe. Ich schildere, wie unsere Feldküchen Arme gespeist haben, wie sich zwischen Soldaten und Zivilisten manch schönes Verhältnis gebildet habe, ganz entgegen den Lügen, die man über die „grausamen Hunnen“ verbreite. Der Franzose kennt das Haus, in dem ich 1914 in Quartier gelegen habe, eine Schuhhandlung gegenüber der Kathedrale.

Dem englischen Posten wird unsere Unterhaltung verdächtig, und er mahnt den Bahnbeamten, von uns wegzugehen. Da der Franzose nicht englisch und der Engländer nicht französisch versteht, muss ich zwischen beiden vermitteln. Mit einem warmen Händedruck scheidet der Franzmann von uns, seinen Feinden, während er seinen Verbündeten, den Tommy, keines Blickes würdigt.
Seltsam verdrehte Welt!
Aber wir sind für unsere Bewachung doch noch dankbar. Denn in Le Havre angekommen, werden wir von halbwüchsigen französischen Mädchen fast gesteinigt. Schmutzige Schimpfreden und Schmähworte, die ich nur zum geringsten Teil verstehe, ergießen sich über uns. Erst als ich die Kinder frage, ob sie denn wünschten, dass ihr Vater, der doch auch in deutsche Hände fallen kann, so beschimpft werde, werden sie für einen Augenblick stille.
Aber nur für einen Augenblick!

Denn nun greifen sie zu Steinen. Und es hagelt nur so auf uns. Zum Glück greift der englische Posten ein und schützt uns vor dem französischen Fanatismus. Vor seinem Bajonett fliehen die Kinder laut kreischend auseinander ...
Endlich sind wir in einem engen, schmutzigen Sammellager untergebracht. Es heißt seiner Dreieckform wegen das „Triangel“.
Ich habe das Glück, mit einem Offizier und einem Vizefeldwebel ein kleines Spitzzelt zu teilen. Ohne Mantel, nur mit einer dünnen, durchlöcherten Decke versehen, friere ich immer noch reichlich. Aber ich freue mich doch, eine Tasse heißen Tee zu bekommen, und, was mir als Hauptsache vorkam, einige Zigaretten geschenkt zu erhalten.
Es wird bei allen Neuangekommenen entschieden, ob sie in Arbeitskompanien eingeteilt werden, die auf französischem Boden hinter der Kampfzone arbeiten müssen, oder ob sie in große Lager nach England kommen. Das Erstere ist gefürchtet, das Letztere gewünscht. Offiziere und Portepeeunteroffiziere kommen, wenn sie sich nicht freiwillig als Lagerleiter oder Dolmetscher melden, im Allgemeinen nach England.
Also habe ich Glück!

Und mit einer gewissen Vorfreude gebe ich mich dem Ausmalen einer einigermaßen erträglichen Zukunft hin. Allmählich beginne ich aus dem traumähnlichen, dumpfen Hinbrüten aufzuwachen und wieder meine Umwelt bewusst zu beobachten.
Dort drüben an dem Tische, der neben einem qualmenden Holzfeuer auf wackeligen rohgezimmerten Beinen steht, sitzt wichtig und breit der Lagerschreiber, ein englischer Gefreiter. Ihm sind ein englischer und ein deutscher Dolmetscher beigegeben. Er trägt die Neuangekommenen in Listen ein. Die Mannschaften werden sofort einer Arbeitskompanie zugeteilt, während die Unteroffiziere nach ihren Wünschen gefragt werden. Manche Deutsche haben sich irgendeinen Posten verschaffen können, auf dem sie leicht in den Besitz von Rauchwaren und Kleidungsstücken und angenehmerer Unterkunft zu gelangen vermögen.
Nebenan, der dicke, sächsische Unteroffizier ist Koch. Schon seit vielen Monaten ist er hier im Triangel und möchte gar nicht weg nach England. Er verteilt die Rationen und zwar so, dass er nicht am schlechtesten dabei wegkommt. Das sieht man seinem wohlgenährten Bäuchlein an.
Der lange Gefreite mit dem finsteren Gesicht und den feinen Lederhandschuhen tut Dolmetscherdienste. Man flüstert sich zu, er sei ein Überläufer. Aber laut zu sagen getraut es sich niemand. Denn er steht mit dem englischen Schreiber und dem Feldwebel auf gutem Fuße und kann sehr schaden, wenn er will. Deshalb ist es besser, man wartet mit der Abrechnung, bis der Krieg siegreich entschieden ist.
Auch der preußische Gardeunteroffizier da drüben soll mehr zu den Tommys als zu seinen deutschen Landsleuten halten. Als Verwalter der Schuhe und Wäsche ist er eine vielumschmeichelte Persönlichkeit. Er schnauzt Offiziere an und behandelt Leute, die dem Range nach seine Vorgesetzten sind, wie dumme Buben. Vor einem deutschen Kriegsgericht hofft mancher ihn wiederzusehen.

Am schlimmsten aber treibt es Kahn. Kein Mensch weiß, von welchem Regiment er ist. Auch er sei ein Überläufer, munkelt man. Tatsache ist, dass er mit den Engländern am besten befreundet ist, das ausgezeichnetste Essen bekommt und bei allen Dingen das letzte Wort redet. Selbst den englischen Feldwebel vermag er umzustimmen, wenn irgendein Transport nach England oder in die Arbeitskompanien zusammengestellt wird.

Er ist beim Rationenempfang des Lagers zugegen und weist an, für wie lange das ausgegebene Brot und Fleisch reichen muss. Da er den Engländern bei der Buchführung hilft, so hat er die Möglichkeit, seinen Freunden die doppelte Anzahl von Decken und Lebensmitteln zu verschaffen.
Gegen Schuldscheine besorgt er auch Zigaretten oder bewirkt, dass solche Mannschaften, die in Arbeitsabteilungen hinter die Front müssen, „krankheitshalber“ zurückbleiben und einem Transport nach England zugeteilt werden. Man sagt, Kahn habe sich auf diese Art und Weise schon ein bedeutendes Vermögen erworben, da er die betreffenden Gefangenen bestimmt, in ihren Briefen nach Deutschland sofort eine Geldüberweisung an seine, Kahns Angehörige, zu veranlassen. Ja, vor dem Kahn muss man sich hüten! --
Stumpf und trübsinnig hocken die meisten in ihren Zelten. Nur wenige haben sich aufgerafft, Karten zu spielen. Andere wiederum scharen sich um die Neuangekommenen und fragen nach dem Ergehen dieser oder jener Kameraden.
Endlich sind von der ganzen Kampfzone so viele Gefangenen zusammengebracht, dass wieder ein Transport nach England zusammengestellt werden kann. Es wird uns mitgeteilt, dass wir am nächsten Vormittag um 7 Uhr unsere Decken und Essgeschirre abgeben müssen, da wir nach Southampton verschifft würden.
Ein Aufatmen geht durch die Reihen derer, die nach England bestimmt sind. Endlich aus dem Schmutz und der Kälte heraus und aufs warme Schiff! Endlich nach den stumpfsinnigen Tagen und Wochen neue Bilder! Endlich regelmäßig nach der Heimat schreiben dürfen!
Lebe wohl, du schmutziges Triangel! Nie wieder wird dich unser Fuß betreten! Nie wieder wird dein rostiger Stacheldraht uns als hungernde, frierende Gefangene umschließen!

4. Die Überfahrt nach England

Ehe wir aufs Schiff kamen, mussten wir durch die Entlausung. Sämtliche Kleidungsstücke wurden desinfiziert. Wie wohltuend wirkte nach dem Schmutz und der Kälte das heiße Bad! Wie wohlig reckten und streckten wir die Glieder unter der Dusche!
Große Sorge hatte ich, ob ich wohl meine Wertgegenstände: Brieftasche mit Photos und Taschenuhr wiederbekommen würde. Die hatten wir nämlich vor der Desinfizierung der Kleidungsstücke abgeben müssen. Aber der anständige Tommy gab uns alles wieder, wie ich denn überhaupt im Großen und Ganzen mit den englischen Soldaten und Offizieren recht gute Erfahrungen machte. –
Endlich ist es so weit, dass wir aufs Schiff kommen. Es ist gegen Abend. Eine seltsame, nervöse Unruhe und Angst liegt auf den englischen Matrosen. Sie sind auffallend freundlich zu den deutschen Gefangenen. Den Grund erfahren wir bald: man fürchtet die deutschen U-Boote.
Wir Gefangenen werden auf Zwischendeck gebracht, und jeder bekommt einen Rettungsring. Es wird uns bedeutet, im Falle der Torpedierung sofort den Ring anzulegen. Auch die Engländer sind sorgsam bedacht, ihren Korkgürtel zur Hand zu haben. Die Angst der Tommys ist so groß, dass wir höhnisch lächelnd uns darüber freuen.
Ohne irgendwelche Lichter fährt das Schiff – seinen Namen weiß ich nicht mehr – in den dunklen Kanal.

Wir hocken beisammen und harren der Dinge, die da kommen sollen. Eine Torpedierung durch ein deutsches U-Boot wäre eine feine Sache! Dabei würden sicher etliche von uns gerettet und vom U-Boot in die Heimat gebracht werden. Das wären freilich nur wenige. Aber es trifft halt den, den es treffen soll. Und schließlich ist uns alles einerlei ...

Kaum haben wir uns in dem ganz matt erhellten Raume niedergelegt, wobei wir unsere Rettungsringe als Kopfpolster benutzen, als auch schon die englischen Posten sich an uns heranpirschen. Nicht um uns wegen der U-Boote zu alarmieren, sondern um Tauschgeschäfte mit uns zu machen.
Alle möglichen Teile deutscher Uniformen werden gegen Zigaretten, Tabak, Lebensmittel oder Geld eingehandelt. Achselklappen, Kokarden, Waffenrockknöpfe, Ordensbänder und vieles andere mehr.

Am beliebtesten waren Auszeichnungen. Manche Kameraden hatten ihr Eisernes Kreuz noch am Ordensband, da sie es erst kurz vor ihrer Gefangennahme erhalten hatten. Das hätten die Tommys gern gehabt. Deshalb kamen die Posten zu jedem Einzelnen und fragten heimlich, so dass es ihre aufsichtführenden Offiziere nicht bemerkten: „Iron cross?“ Mancher war zu stolz, seine Auszeichnung herzugeben. Andere aber hatten eine solche Sucht nach Zigaretten, dass sie alles, was nur irgendeinen Abnehmer fand, willig eintauschten.
Die wachhabenden Posten erzählten uns, dass es sehr gefährlich sei, über den Kanal zu fahren, da die deutschen U-Boote alle Meere unsicher machten. Besorgt fragten sie, ob wir denn nicht wüssten, wann und wo der nächste U-Boot-Angriff erfolgte.
Natürlich konnten wir das nicht wissen, erzählten aber sehr eifrig, dass England dem U-Bootkrieg bald erliegen müsse. Die Tommys glaubten das willig und behandelten uns, solange wir auf See waren, mit allergrößter Hochachtung.
Sobald aber der Morgen graute und die Nacht ruhig verlaufen war, merkten wir wieder, dass wir wehrlose Gefangene waren. Rasch näherten wir uns der englischen Küste. Die Rettungsringe mussten abgeliefert werden, und die Gefangenen traten an Bord an.
Es war ein fast feierlicher Augenblick, als wir über den Landungssteg schritten und den englischen Boden betraten.

Ein Unterarzt und ich gingen an der Spitze von etwa 60-80 Gefangenen. Eine Anzahl von Zuschauern, darunter eine Reihe höherer Offiziere, betrachteten uns schweigend mit einer gewissen Hochachtung. Das berührte uns sehr wohltuend. Ich glaube sogar Tränen innigen Mitgefühls in manchem Frauenauge bemerkt zu haben.
Man mag über die englische Politik und Kriegsführung denken, wie man will: jedenfalls war während meiner dreijährigen Kriegsgefangenschaft der Tommy durchaus freundlich und zuvorkommend. Ausnahmen bestätigen hier wie überall die Regel.
Eine große Sorge hatte ich: mein Schuhzeug war in furchtbarem Zustande. Die loshängenden Sohlen boten einen schauderhaften Anblick. Aber woher sollte ich ein Paar neue Schuhe bekommen? Anzug, Mütze und Gamaschen waren noch leidlich gut; die Schuhe aber stachen schrecklich davon ab.
Auch der Kriegsgefangene ist nicht frei von den kleinen Alltagssorgen der Eitelkeit. Große äußere Ereignisse und Veränderungen schaffen noch lange keine neuen großen Menschen. Das sollte ich immer und immer wieder erfahren müssen und den ganzen Bankrott, die unverhüllte Jämmerlichkeit und Gemeinheit menschlichen Wesens in den kommenden Jahren einsehen lernen.

5. In Southampton

Reinlich, geordnet und freundlich waren die Bilder, die sich in den nächsten Monaten unserem Auge darboten. In Southampton hatten wir Gelegenheit, uns täglich zu waschen, zu rasieren und auszuschlafen.
Das ist eine außerordentliche Wohltat, die nur der zu schätzen weiß, der wochen- und monatelang ungewaschen, unrasiert und mit allerlei Ungeziefer behaftet sich umsonst nach Ruhe und Reinheit sehnt.
Wie erstaunt und freudig überrascht war ich, als ich am Tage meiner Ankunft im Durchgangslager ein Paar sehr gute, neue Schnürschuhe erhielt! Wer ein schlechtes Wäschestück, einen zerschlissenen Anzug oder unbrauchbares Schuhwerk hatte, bekam es auf der Kammer vom englischen Sergeanten gegen neue Kleidungsstücke eingetauscht.
Gewöhnlich war es so, dass immer ein chargierter Kriegsgefangener, ein Offizierstellvertreter oder ein Unterarzt die Mitverwaltung und Leitung der Gefangenenlager hatte. Aber hier spielte ein Jude, ein einfacher Soldat, die Hauptrolle.

Gegen Schuldscheine, bzw. briefliche Zahlungsanordnungen nach Deutschland besorgte er Zigaretten, Tabak, Lebensmittel und dergleichen. Dabei schien er in allen Fragen der Ausrüstung und Verpflegung größeren Einfluss zu haben als selbst die englischen Sergeanten und Feldwebel.
Immer deutlicher und verlockender werden die Bilder, die man uns „Neuen“ von dem Ergehen der deutschen Kriegsgefangenen macht. Nach allen Schilderungen muss es ja mehr als erträglich sein in den großen Mutterlagern. Wenn dort wirklich Theaterbühnen, Sportplätze, große Büchereien, Musikkapellen, Lesezirkel und Studienvereinigungen aller Art sind, dann kann man verstehen, dass sich mancher in Feindesland wohler fühlt als im feindlichen Trommelfeuer.
So schauen wir denn zuversichtlich der Stunde entgegen, da wir nach unserem endgültigen Aufenthaltsort geleitet werden. Dankbar nenne ich einen warmen, englischen Militärmantel mein eigen. Es ist ein dicker, schwarzer Mantel aus der Friedenszeit. Als Kleidungsstück eines Kriegsgefangenen ist er dadurch gekennzeichnet, dass auf dem Rücken ein großes, kreisförmiges Stück herausgeschnitten und dafür roter Stoff eingesetzt ist. Das Gleiche ist auch an den englischen Hosen und Röcken geschehen. Diese roten oder blauen Flecke, das Zeichen unserer Haft, sind von vielen glühend gehasst.
Deshalb zieht es mancher vor, seinen fadenscheinigen, über und über geflickten deutschen Waffenrock zu tragen, als sich einen dicken, warmen Engländerkittel mit dem hässlichen Fleck geben zu lassen.

Manche Schlauberger hatten es verstanden, sich zwei Röcke, Hosen oder Mäntel zu besorgen und die verhassten farbigen Stücke durch gleichen Stoff des zweiten Paares zu ersetzen. Das wurde aber bald bemerkt und streng verboten.
Ich ahnte keineswegs, dass ich diesen Mantel, auf den ich mich so sehr gefreut hatte in den kalten Nächten, die ich oft ohne Decke auf nassem Boden zusammengekauert durchlebt hatte, fast drei volle Jahre tragen sollte!
Hätte man mir vorausgesagt, was ich in diesem Mantel an Hunger und Kälte, an schreiender Sündennot und brennendem Heimwehverlangen erleben sollte, fürwahr, ich wäre verzweifelt. Wie gut ist es doch, dass wir nach Gottes weiser Vorsehung nicht in die Zukunft schauen können! Wir wären sonst oftmals geneigt, das Leben wegzuwerfen ...
Aber auch das heilige, himmelhochjauchzende Glück, die wunderbare Freiheit in Christo und die überströmende Gottesfreude, die ich noch als Träger dieses Mantels empfangen sollte, waren mir völlig unbekannt. Und hätte jemand davon gesagt, ich hätte ihn für einen Betrüger oder einen

Narren gehalten. Gottes Wege sind wunderbar! Er führt durch Nacht zum Licht, durch Leid zur Erlösung, durch die tiefste Verzweiflung zu den höchsten Sternen.

6. In Blandford (Wales)

Knarrend öffnet sich das stacheldrahtumzäunte Tor des Mutterlagers. Etwa vierzig bis sechzig Unteroffiziere, darunter etliche Unterärzte, ziehen in ihre neue Heimat. Die Portepeeunteroffiziere werden sofort nach den beiden Feldwebelbaracken gewiesen.
Freundlich werden wir empfangen und begrüßt. Doch ein eigenartiger Ton herrscht dort. So steif, wie wenn alle Grafen und Barone wären. Man redet sich nur mit „Herr X.“ an. Es geht schrecklich förmlich her.
Erst später ist mir klar geworden, was das zu bedeuten hatte. Man wollte die drückend empfundene Minderwertigkeit durch eine künstlich geschaffene Überwertigkeit ausgleichen. Daher die vielen Verbeugungen und das fortwährende „bitte sehr!“, „gestatten Sie?“ und „Verzeihung!“.
Zu meinem größten Erstaunen springt ein deutscher Soldat herzu, stellt sich als der mir zugeteilte Bursche vor und fragt nach meinen Befehlen. Ob ich zum Abendessen Kartoffelsalat mit Eiern oder Butterbrot und Würstchen haben wolle.
Ich traue meinen Ohren kaum. Aber man bedeutet mir, man könne in der Kantine alles kaufen. Je vier Feldwebel haben einen Burschen, der wöchentlich etliche Schillinge erhält und dafür Schuhe putzt, die Baracke reinigt, das Bett baut, das Essen holt, die Wäsche wäscht usw.
Auf mein bedauerndes Achselzucken, dass ich vorerst von diesen Diensten keinen Gebrauch machen könne, da ich kein Geld habe, ist ein freundlicher Hamburger Herr, ein Großkaufmann, sofort bereit, mir ein Pfund zu leihen.

Nur schwer komme ich aus meinem Erstaunen heraus. Die Verpflegung war damals, vor dem unbeschränkten U-Bootkriege, ausgezeichnet. Oft heizten unsere Burschen mit dem guten Weißbrot, an dem wir immer Überfluss hatten, die
Und als ich gar die Theaterbaracke, die Bücherei, den Sportplatz, der täglich von 2-4 Uhr geöffnet wird, und anderes mehr kennen lerne, da überkommt mich für einen Augenblick das Gefühl tiefer Befriedigung.
Als deutscher Soldat im feindlichen Feuer hätte ich mir vor einigen Wochen nicht träumen lassen, dass ich es noch einmal während des Krieges, dazu als Gefangener im Feindeslande, so gut haben sollte.
Ich genoss, was das Leben bot. Des Vormittags lernte ich italienisch, las etliche englische Zeitungen und beschäftigte mich gemeinsam mit zwei Unterärzten mit philosophischen und naturwissenschaftlichen Studien. Bücher standen uns genügend zur Verfügung.
Nach dem Mittagessen spielte ich regelmäßig, qualmend wie ein Schornstein, Schach, bis der Sportplatz geöffnet wurde. Dann warf ich mich in Sportdress, trieb Leichtathletik oder spielte Fußball.
Um 4 Uhr gab’s Kaffee. Dann widmete ich mich wieder dem Studium, um nach dem Abendessen noch allerhand zu lesen und schließlich gegen 10 Uhr die Schlafbaracke aufzusuchen.
Von Zeit zu Zeit gab es Theateraufführungen, meist Lustspiele, und Konzerte. Dabei wurde Künstlerisches geleistet. Oft besuchten englische Offiziere, darunter immer der Oberst, die Darbietungen der Gefangenen. Und wenn dann und wann unsere Kapelle „Deutschland, Deutschland über alles“ spielte, dann erhoben sich die Herren Offiziere von ihren Plätzen, nicht um die Baracke zu verlassen, sondern um das Vaterland ihrer Gefangenen zu ehren.

Es ist auch vorgekommen, dass englische Lagerkommandanten beim Einrücken neuer Gefangener die Wache das Gewehr präsentieren ließen. Diese Deutschen, war ihre Begründung, verdienten es geehrt zu werden, da sie Helden seien.
Später jedoch, 1917 und 1918, als sich die Zahl der Überläufer mehrte und die deutschen Soldaten nicht mehr das waren, was sie 1914 und 1915 gewesen sind, kam solches freilich nicht mehr vor.
Aber in vielen Lagern war das Verhältnis der Offiziere zu „ihren Gefangenen“ nicht anders als lieblich zu nennen.

Einmal hatten wir eine Sportberatung. Dazu luden wir auch den englischen Oberst ein. Er kam, saß bei uns wie ein Bruder unter Brüdern, unterstützte, riet und bewilligte. Und das war keine Ausnahme. Ich lernte kaum einen Offizier kennen, der die Gefangenen anschnauzte und menschenunwürdig behandelte.
Erst im Februar 1917 wurden die Verhältnisse schlechter, Je mehr Gefangene kamen, um so mehr Freiheiten und Rechte mussten naturgemäß beschnitten werden. Und je mehr Portepeeunteroffiziere dem Lager zugeteilt wurden, um so weniger Vorrechte konnten diese genießen.
Die Lebensmittel wurden stark rationiert. Man legte dabei die Rationen zugrunde, die die Deutschen den kriegsgefangenen Engländern gaben. Es ist ja wahr, dass man in Deutschland Mangel litt und in England noch Überfluss hatte. Aber rein rechtlich betrachtet kann man dem Tommy keinen Vorwurf machen, dass er nach deutschem Muster handelte.
Da die Arbeiter, das heißt die Soldaten, die sich für irgendwelchen Dienst landwirtschaftlicher, baulicher oder sonstiger Art meldeten, Arbeiterzulagen erhielten, drängten sich viele zu irgendeinem Posten. Auch ich wünschte, nachdem ich ein halbes Jahr die Freuden eines Mutterlagers genossen hatte, eine Abwechslung. So meldete ich mich denn als Lagerführer und Dolmetscher zur Leitung eines Unteroffizierkommandos, das heißt einer Arbeitergruppe, die nur aus Unteroffizieren bestand, nach Stratford on Avon.
Zuvor musste ich jedoch ein Dolmetscherexamen ablegen und wurde zum Oberst bestellt.
„Do you speak english?“ lautete seine erste Frage.
„Yes, Sir“, war meine nicht allzu schwierige Antwort.
Dann ermahnte er mich, darauf Acht zu haben, dass meine Unteroffiziere, falls sie zum Obstpflücken befohlen werden sollten, nicht alle Früchte äßen und in die Tasche steckten, sondern in die Körbe sammelten.
Auch darauf erwiderte ich lächelnd: „Yes, Sir.“
Zu meinem größten Erstaunen war damit meine Prüfung beendet und bestanden. Ich wünsche allen Philologen in Examensnöten solch einfache Examina.

7. In Shakespeares Heimatstadt

Wir waren insgesamt sechzig Unteroffiziere, die wir an einem schönen Maimorgen des Jahres 1917 das Mutterlager in Blandford verließen und zum nahen Bahnhof eskortiert wurden.
Wie tat es dem Auge so wohl, neue, immer wechselnde Bilder zu sehen! Wir wurden diesmal nicht in Güterwagen, sondern in Personenabteile verladen und freuten uns wie kleine Kindlein über jeden Busch und jeden Baum, der an unserem schauensfrohen Auge vorbeiflog.
Gegen Abend kamen wir in Stratford on Avon an. Ein Oberleutnant und einige Unteroffiziere empfingen uns feierlich. In gebrochenem Deutsch redete uns der Offizier mit sorgenvoller Miene an: „Wenn Ihren Leuten laufen fort, ich werde sein geschießen.“

Erst als ich ihm versicherte, dass niemand einen Fluchtversuch machen werde, war er befriedigt und ließ uns wegmarschieren. Kurz vor der Stadt stand ein stacheldrahtumfriedetes Zeltlager aus kleinen englischen Spitzzelten. Je zehn Mann mussten in einem Zelte untergebracht werden. Sie lagen auf der blanken Erde und waren eng zusammengepfercht. Eine Gummidecke und zwei dünne Wolldecken reichten längst nicht aus, um vor der manchmal recht empfindlichen Kälte der Nacht zu schützen.

Ein Murren ging durch die Reihen meiner Leute. Ich beruhigte sie, indem ich versprach, entschieden dafür einzutreten, dass jeder zwei weitere Decken erhalte und die Zelte mit Holzböden versehen würden. Am nächsten Morgen brauchten wir noch nicht auf die Arbeitsstelle zu gehen, sondern durften uns wohnlich einrichten.
Zunächst wurde eine Küche gebaut. Eins, zwei, drei beraubten meine Leute die Bäume vor dem Lager ihrer Äste. Wie staunten die Tommys, als sich die Gefangenen auf die Bäume schwangen und fröhlich mit Axt und Säge arbeiteten! Immer wieder wurde mir versichert, dass die Deutschen doch äußerst praktische Menschen seien. Und die Not sollte es uns immer mehr lehren, jeden nur möglichen Vorteil bis aufs Äußerste auszunutzen.
Aus den Ästen und Zweigen wurden um vier in die Erde geschlagene Hauptpfähle die Wände geflochten. Dann kam ein irgendwo gefundenes altes Stück Wellblech als Dach darauf, und nach wenigen Stunden stand zum Erstaunen unseres Oberleutnants eine kleine Hütte im Lager. Lustig qualmte der eingebaute Ofen, und bald konnte das erste Mittagessen im neuen Heim empfangen werden.

Wir waren drei Vizefeldwebel: ein Student aus dem Rheinland, der für ein- und ausgehende Post und den Empfang der Lebensmittel verantwortlich war, auch oft mit den Unteroffizieren als Dolmetscher zur Arbeit ging; ein bayerischer Metzger, ein trefflicher, stiller Mensch, der als Aufseher während der Arbeit zu fungieren hatte, und ich, der ich mit der Oberaufsicht betraut war, Löhne auszahlte, die Listen führte, im Übrigen aber ein ziemlich faules Leben hatte.
Überhaupt suchten wir alle so wenig als möglich zu arbeiten. Nicht nur aus Faulheit, sondern auch aus Vaterlandsliebe. Denn durch unsere Trägheit schädigten wir die Engländer und halfen so mit, den Krieg zu gewinnen.
Die Arbeit meiner Leute bestand darin, Büsche auszuroden und Land urbar zu machen. Zu diesem Zwecke wurden jeden Morgen um 7 Uhr Hacken und andere Werkzeuge ausgegeben, die am Abend wieder abgeliefert werden mussten. Da aber in den Erdhöhlen der verwilderten Weideplätze eine Unmenge wilder Kaninchen hausten, wurden weit mehr Kaninchen gefangen als Büsche ausgerodet. Schon am zweiten Tage wurden in der Küche etwa achtzig Kaninchen abgegeben, die von den beiden Köchen kunstgerecht zerlegt wurden und mit den zugeteilten Kartoffeln verkocht ein ausgezeichnetes Abendessen abgaben.
Der Farmer, auf dessen Gebiet die Gefangenen arbeiteten, beschwerte sich aber bei unserem Oberleutnant, dass die Gefangenen mehr vor den Kaninchenlöchern lägen als an den Büschen arbeiteten. Deshalb wurde es bald verboten, Kaninchen ins Lager zu bringen.
Aber dadurch ließen sich unsere Leute nicht irre machen. Wenn es nicht möglich war, am Tage Kaninchen zu jagen, so tat man das einfach des Nachts. Sobald der Posten mit seinem im Mondschein gefährlich funkelnden aufgepflanzten Bajonett um eine Ecke spaziert war, hielten zwei Gefangene den engmaschigen Stacheldraht auseinander, während andere hindurchschlüpften und in den nahen Büschen lautlos verschwanden, ehe der sentry wieder um die Ecke bog.

Es herrschte ein solch gutes Einvernehmen zwischen Posten und Gefangenen, dass die Engländer während der Arbeit oder des Nachts ein Auge zudrückten, wenn ein Gefangener einen kleinen Spaziergang zum Kaninchenfang unternahm.

Nur bei einem fielen wir einmal gründlich hinein.
Es war ein weißhaariger private, ein gewöhnlicher Soldat, der schon viele Jahrzehnte im Dienste der englischen Armee stand. Zwei lange Spangen mit Auszeichnungen zierten seine Brust. Er war schon in allen Erdteilen gewesen und wusste mancherlei Abenteuer zu erzählen. Verständnisvoll nickte und blinzelte er uns zu, wenn es etwas auszuhecken galt. Aber ganz traute ihm niemand.
Eines Tages sollten wir erfahren, dass er in der Tat ein gewiegter Betrüger war. In einer mondhellen Nacht machte er uns ein Angebot. Er sei in der Lage, uns Bier zu besorgen. Natürlich gab das allerseits, besonders bei den Bayern, deren wir eine ganze Reihe unter uns hatten, freudige Zustimmung. Da jeglicher Alkoholgenuss den Gefangenen streng untersagt war, war die Aussicht, einen Bierabend im Lager veranstalten zu können, doppelt beglückend.
Ich bestellte also eine größere Anzahl von Flaschen bei unserem alten Tommy. Am nächsten Abend teilte er uns mit, er bekomme das Bier nur gegen Barzahlung. Er habe aber nicht so viel Geld und könne es deshalb nicht vorlegen. Wir rechneten aus, was die achtzig Flaschen kosteten, und ich sammelte von meinen Leuten das Geld ein.

Von dem Augenblick an, da unser Held das Geld in Händen hatte, schien er von der ganzen Sache nichts mehr zu wissen. In den ersten Tagen vertröstete er mich noch, aber später lehnte er jede Unterhaltung mit mir ab. Das wurde meinen Leuten doch zu dumm, die sich nicht nur um den Genuss des Bieres, sondern auch um ihre paar Kröten betrogen sahen. Sie verlangten, dass die Sache dem Kommandanten gemeldet wurde. Wir waren uns bewusst, dass wir uns strafbar gemacht hatten. Aber wir wollten gerne Lohn-, Post- oder Lebensmittelentziehung erleiden, wenn nur der alte Gauner, der sich über die dummen Deutschen ins Fäustchen lachte, bestraft würde.
So ging ich denn zu dem uns sehr wohlgesinnten Oberleutnant und trug ihm die Biergeschichte vor. Der ließ den Tommy kommen. Aber mit dem unschuldigsten Gesicht der Welt erklärte der, von all dem, dessen ich ihn beschuldigte, nichts zu wissen. Er beteuerte, dass er seine Dienstvorschriften zu genau kenne, um sich durch solche Übertretung strafbar zu machen. Aussage stand gegen Aussage.
Nach dieser ergebnislosen Verhandlung versicherte mir Herr Warner (so hieß der Kommandant), er glaube mir aufs Wort und sei von der Schuld seines Untergebenen überzeugt. Aber er sei in diesem Falle machtlos. Denn selbst, wenn er den Fall vor ein englisches Kriegsgericht bringe, so werde dem Zeugnis des langjährigen Soldaten mehr geglaubt als mir, dem Kriegsgefangenen. Er bat mich, die Sache ruhen zu lassen und den Verlust des Geldes als Strafe für unsere Übertretung zu betrachten. Damit war der Fall erledigt, der Tommy hatte uns hineingelegt, und wir waren um eine Erfahrung reicher. –

Meistens waren aber nicht die Engländer, sondern die Gefangenen die Schlauen. Trotz des Verbots hatten wir immer Kaninchen, gebraten oder gekocht, als Extrazulage. Und mit List entwendeten wir dem alten brummigen Lebensmittelsergeanten manchen Laib Brot, manches Stück Speck und viele Säcke Kartoffeln. Dass bei gelegentlichen Lagerdurchsuchungen nicht das Geringste gefunden wurde und das Gestohlene dann doppelt gut schmeckte, versteht sich von selbst.
Mit viel Lust und Liebe legten wir unmittelbar vor unserem Lager einen Fußballplatz an und spielten da des Sonntags und an den herrlichen Sommerabenden. Auch ein Grammophon hatten wir uns zu verschaffen gewusst und lernten allmählich englische Schlager pfeifen und singen.

Erschreckend öde sah es aus auf dem Gebiet geistiger und geistlicher Bedürfnisse. Zeitungslesen und Kartenspielen waren die einzige Beschäftigung der allermeisten. Wir hatten keine Bücherei, und die wenigen Bände, die der eine oder andere sich aus der Heimat hatte schicken lassen, waren bald gelesen.
Einer Leidenschaft huldigten wohl alle: dem Rauchen. Die duftenden englischen Tabake und die parfümierten ausgezeichneten Zigaretten waren so ziemlich der einzige Genuss, den man sich leisten konnte. Da war der Unteroffizier Peters, ein prächtiger, lieber Kerl, der sich schon im Jahre 1914 das E. K. I. erworben hatte, der rauchte im Tage mindestens 50 Zigaretten. Die halbe Nacht oder länger lag er wach und zündete eine an der anderen an. Geldsendungen aus der Heimat, kleine Dienste, die er anderen tat, Überstunden, die er dann und wann machte, alles wurde in seine Leibmarke „Navy cut medium“ umgesetzt. Oft, wenn ich ihn vor dem Übermaß warnte, sagte er mir: „Feldwebel, ich kann’s ja doch nicht lassen!“
Aber so ging es nicht ihm allein; so ging es allen, so ging es auch mir. Zwar rauchte ich „nur“ etwa zwanzig Zigaretten am Tage. Aber die musste ich rauchen. Denn ich war gleich den allermeisten meiner Kameraden Sklave des Tabaks geworden. Es war umsonst, dass ich mir immer und immer wieder vornahm, weniger zu rauchen und die Zahl der Zigaretten herabzuschrauben. Es ging und ging einfach nicht.
Eines Tages versuchte ich ein Gewaltmittel.
„Philipp“, sagte ich zu dem zweiten Koch, der gleichzeitig mein Bursche war, „wenn ich dich heute in die Kantine schicke, um Zigaretten zu holen, so verweigerst du mir den Gehorsam. Ich gewöhne mir nämlich das Rauchen ab und fange heute damit an.“
Aber schon nach drei oder vier Stunden schickte ich meinen Philipp trotz seines energischen Sträubens zu dem geizigen Kantinenwirt mit dem Holzfuß und holte nach, was ich an dem halben Tage an Rauchgenuss versäumt hatte.
„Dös hob i glei denkt!“ sagte mein Koch und gab mir grinsend die Schachtel.
Und in meinem Innern begann eine Stimme lauter und lauter zu werden, die immer rief: „Ich elender Mensch, wer wird mich erlösen ...“ Ich wusste, das ich ein Gebundener war und mich selber nicht befreien konnte. –
Als es nun gegen Winter ging, konnte man es in den dünnen Zelten nicht mehr aushalten. Wir richteten uns eine zerfallene, leerstehende Farm ein. Außerdem wurden wir durch 45 Mann verstärkt, so dass wir jetzt 105 waren.
Das Wohngebäude wurde für die Tommys ausgebaut, während uns die Scheune und die Ställe zu Wohnzwecken überlassen wurden. Bald hatten meine Leute in der Scheune eine Zementdecke eingezogen, und aus Stämmen und Ästen zimmerte sich jeder ein Bett zusammen. Öfen wurden eingebaut, und wenn es auch meist kalt, zugig und rauchig war, so war man doch unter Dach und Fach und konnte sich in seine Decken wickeln. Auch die Beleuchtung war durchaus vorsintflutlich, aber sie genügte unseren immer geringer werdenden Ansprüchen.
Wir drei Feldwebel richteten uns den Kuhstall wohnlich ein und bekamen sogar – welch unerhörter Luxus – einen richtigen Stuhl zur Verfügung gestellt. Darauf saß ich oft mit mehr Selbstbewusstsein und Herrscherwürde als mancher Fürst auf seinem Throne. Hatten wir doch vorher im Zeltlager höchstens im Freien auf alten leeren Kisten sitzen können.

So verging der Winter. Gar mancher hatte bereut, das warme, in vielfacher Beziehung angenehme Mutterlager verlassen zu haben. Aber nun galt es durchzuhalten und auf den Frühling und den Frieden zu warten.

Dadurch, dass ich fast täglich mit dem englischen Schreibstubenkorporal über den Kriegsausgang disputierte, wurde der Friede aber nicht beschleunigt. Auch dadurch nicht, dass wir die großen, wunderschönen Kriegsschauplatzkarten der „Times“ während der deutschen Frühjahrsoffensive 1918 ausschnitten und rot umrandet zum Zorn mancher überpatriotischen Posten an der Scheunentür anschlugen, damit die von der Arbeit heimkommenden Unteroffiziere sofort über das Neueste unterrichtet seien.
An einem leuchtenden Maitage kam eine Nachricht, die uns elektrisierte und uns mit neuen Leben und überquellender Freude füllte. Der Befehl, den uns der Kommandant vorlas, lautete:
„Alle deutschen Offiziere und Unteroffiziere, die achtzehn Monate und länger in Gefangenschaft sind, werden schnellstens in Sammellager gebracht, von wo aus sie auf englischen Hospitalschiffen nach Holland gebracht werden, wo sie bis Kriegsende interniert bleiben.“
Endlich herausdürfen aus dem Drahtkäfig! Endlich diesen wahnsinnig machenden, rostigen Stacheldraht nicht mehr sehen müssen, mit dem man sogar unsere Scheune und Ställe dicht umsponnen hatte! Endlich, endlich sich frei bewegen und ein menschenwürdiges Dasein führen dürfen!
Die Leute, die dieser Befehl anging, etwa ein Viertel aller, freuten sich wie Kinder. Und die anderen rechneten aus, wann ihre achtzehn Monate voll seien und auch sie an die Reihe kämen.
Bald zogen wir „Holländer“, wie wir uns in überströmender Freude nannten, weg. Unser Ziel war Brocton, ein Sammellager. Vor unserem Weggang hatten wir unsere überflüssig werdenden Gebrauchsgegenstände, Bürsten und Geschirre, überzählige, irgendwie „besorgte“ Wäschestücke, Decken und Schuhe hergegeben in der frohen, fast übermütigen Gewissheit, bald auf freiem Fuße zu leben und wieder vollwertige Menschen zu sein. –

Wie sehr sollten wir uns verrechnet haben! Wir wähnten, bald die Schwelle des Paradieses betreten zu dürfen, und wanderten ahnungslos in den Vorhof der Hölle ...

8. Im Hungerlager

Welch ein Leben und Gewimmel herrscht im Sammellager! Wie in einem Bienenstock drängt und zwängt sich, ruft und grüßt und schilt alles durcheinander! Fast zweitausend Unteroffiziere, die achtzehn Monate und länger gefangen sind, liegen zusammengepfercht in dem notdürftig eingerichteten Durchgangslager.
Aber niemand macht sich etwas daraus, dass die Verpflegung mehr als knapp ist, kein Stroh zum Füllen der Schlafsäcke vorhanden ist und der ganze Betrieb nicht funktioniert. In wenigen Tagen soll ja der nächste Transport gehen, der uns in die Freiheit bringt! Deshalb haben auch alle Gefangenen nach Hause geschrieben, dass ihre Angehörigen keine Post und keine Lebensmittelpakete mehr senden möchten.
Wie sollten noch alle das bitter bereuen! Wie sehr sollte sich die freudgespannte Erwartung in dumpfe Verzweiflung verwandeln!
Als die Transporte von Tag zu Tag, von Woche zu Woche verschoben wurden, kam ein Geist murrender Bitterkeit über die deutschen Gefangenen. Auf unsere Anfragen bei dem Lagerkommandanten wurde uns mitgeteilt, dass die englischen Hospitalschiffe, die deutsche Kriegsgefangene nach Holland brachten, von deutschen U-Booten angegriffen worden seien. Deshalb habe die englische Regierung vorläufig die Auslieferung gestoppt, bis eine einwandfreie Erklärung der deutschen Regierung erfolge.
So saßen wir denn wochen- und monatelang wartend und harrend und bangend. Jeden Augenblick hofften wir Befehl zum Abmarsch zu erhalten. Ohne Nachricht von der Heimat, ohne

Lebensmittelzuschuss von den Angehörigen waren wir auf die Hungerrationen angewiesen, die durch Streik englischer Eisenbahner, schlechte Organisation und dergleichen nur zum Teil in unsere Hände kamen.
Da die Auszutauschenden alles überflüssig Erscheinende in ihren Mutterlagern hergegeben hatten, empfanden sie jetzt äußersten Mangel. Die einen hatten nur ein einziges Hemd, das seit Wochen beschmutzt und verlaust war; andere hatten ihren Mantel verschenkt, da es ja Sommer war, und wieder andere nannten rein gar nichts mehr ihr Eigentum als die schäbige Gefangenenkleidung, die sie am Leibe trugen.

Die wenigen Geldmittel, die einzelne noch bei sich hatten, waren rasch verbraucht, so dass man nicht einmal mehr einen Schuhriemen oder ein Stück Seife kaufen konnte. Was half es, dass man Jammerbriefe um Geldsendungen, Nachrichten und Pakete in die Heimat schrieb; es dauerte ja doch monatelang, bis die Sendungen in den Besitz der Gefangenen kamen. Und bis dahin musste der Austausch doch sicherlich vollzogen sein.
Es gab aber überhaupt keinen Austausch nach Holland mehr, und die Lage wurde täglich trostloser und verzweifelter. Schon ging es in den Herbst und Winter hinein, der uns viel Leid und Weh bringen sollte. Die Grippe wütete im Lager und forderte viele Opfer. Der Wahnsinn packte diesen und jenen, so dass mancher in ein Irrenhaus gebracht werden musste. Ein anderer wieder griff zum Strick und wurde am anderen Morgen in der Waschhalle erhängt aufgefunden.
Die Nerven ertrugen die gespannte, ungelöste Erwartung einfach nicht länger. Unterernährung, stumpfsinnige Tatenlosigkeit, tägliche Enttäuschung und schreiendste Not in den elementarsten Lebensbedürfnissen halfen mit, dass eine schreckliche geistige Atmosphäre geschaffen wurde. Tausendmal lieber alle Höllenschrecken eines Trommelfeuers oder eines Sturmangriffs ertragen als diese dumpfe stumpfe, nervenzerreibende, wahnsinnig machende Qual! --

Da ist der Radmacher, dessen Angehörige in Deutschland bitterste Not leiden. Weib und Kind werden aus der Wohnung gewiesen, weil sie die Miete nicht mehr zahlen können. Und ohnmächtig ballt der erregte Landsturmunteroffizier hinterm Stacheldraht die Fäuste. Er muss nun tatenlos hier hungern und frieren und möchte doch so gern die Glieder rühren, um den Seinen zu helfen!
Noch furchtbarer trifft es einen anderen. Eines Tages bekommt er ein Lebensmittelpaket von seiner Frau geschickt. In der Postbaracke wird es ihm ausgeliefert. Schon will er die gerösteten Kuchenschnitten begierig zum Munde führen, da nimmt der anwesende englische Postoffizier, der die Pakete nach verbotenem Inhalt untersucht, die Schachtel nochmals zurück und stellt fest, dass der Inhalt vergiftet ist.
Wie dem unglücklichen Sergeanten später von Verwandten mitgeteilt wird, lebt seine Frau mit einem anderen Manne zusammen und wollte ihn, ihren rechtmäßigen Gatten, vergiften. Erschüttert schreit der arme Mensch auf, gequält wie ein wundes Tier.

9. Es werde Licht!

Auf einem solch düsteren Hintergrunde begann Gott ein wunderhelles Licht anzuzünden. Inmitten der tiefsten, schreiendsten Not entsprang ein Strom heiligster Freude. Gott wohnt in zerschlagenen Herzen. Der Herr, der einst als Glied eines geknechteten Volkes im Stall geboren wurde, hatte hier eine ähnliche Lage geschaffen, in der Er die Wunder Seiner rettenden Gnade aufs Herrlichste entfalten konnte. –

Unter einer Reihe von Bekannten aus früheren Lagern traf ich einen jungen sächsischen Vizefeldwebel wieder, mit dem eine seltsame Veränderung vorgegangen war. Er, der in Blandford, meinem ersten Mutterlager, auf der Bühne als Sänger und Schauspieler die erste Rolle gespielt hatte, war ein lebendiger Christ geworden, der die Gewissheit seines Heils mit leuchtenden Augen bezeugte.
Eins war mir sofort sonnenklar: entweder war dieser Student ein Schauspieler allerersten Ranges, der mit heiligen Dingen Spott trieb, oder er hatte wirklich recht. Dann war die Bibel, aus der er die Möglichkeit und Notwendigkeit einer solchen Umwandlung belegte, wahr, und Jesus war der Sohn Gottes.
Längst war der Durst nach Licht und Wahrheit, der Schrei nach Reinheit und Erlösung in mir wach geworden. Schon viele Jahre hatte ich mich nach einem Lebensinhalt gesehnt, der die tiefen, unnennbaren Bedürfnisse der Seele wirklich befriedigte. Oft war ich müde geworden und hatte mich einen Narren und Träumer gescholten, der etwas vom Leben erwartete, was es eben einfach nicht gab. Es schien mir das Schicksal aller Staubgeborenen zu sein, ewig zu ringen und zu streben, zu zweifeln und zu irren.
Und wenn es irgendeine Erlösung, ein inneres Schauen und Besitzen und Genießen ewiger Realitäten gab, dann war die nur zu finden auf dem Wege jahrzehntelangen Kämpfens und Ringens nach dem Goethewort:

„Wer immer strebend sich bemüht,
Den können wir erlösen.“

So dachte ich. Und nun kam mir ein Mensch in den Lebensweg, der stark und froh behauptete, es gäbe eine gegenwärtige Erlösung, eine Gewissheit der Vergebung der Sünden, ein bewusstes Ruhen in dem lebendigen Gott. Und diese Erlösung sei nicht die Frucht eigner Anstrengungen, sondern ein freies Gnadenangebot des Sohnes Gottes an die irrende, verzweifelte Menschheit. Er selber habe das erfahren und könne es bezeugen. Und die Schrift, das untrügliche Wort Gottes, biete dieses Heil allen an, die aus der Wahrheit seien.
Diese Botschaft packte mich. Nicht, dass ich sie sofort geglaubt hätte! Aber ich hörte mit freudigem Erstaunen, dass es das geben sollte, was ich schon seit Jahren dunkel und unbewusst suchte.
Und eins stand felsenfest in meiner Seele: Wenn das Wahrheit ist, was mir da bezeugt wurde, dann will und muss ich das um jeden Preis auch haben. Wenn Jesus lebt und Sünder annimmt und rettet, dann will auch ich Ihm nahen und Sein eigen werden.
Je mehr ich in diesen Stunden und Tagen meine Vergangenheit überblickte, desto tiefer empfand ich einen Abscheu vor mir selbst, und desto heißer entbrannte in mir das Verlangen nach einem neuen Lebensinhalt.
Aber durch mich konnte dieser neue, echte durchtragende Lebensinhalt nicht geschaffen werden. Das war mir sonnenklar. „In mir wohnt nichts Gutes!“ Diese Lektion hatte ich angefangen zu lernen.
So begann ich denn, in der Bibel, die mir mein neuer Freund geschenkt hatte, eifrig zu lesen. Das Johannesevangelium, die Apostelgeschichte und den Römerbrief las ich mehrmals gründlich durch. Dabei überkam mich das Verlangen, den Namen des Herrn anzurufen und das Heil in Christo zu ergreifen. Aber ich wusste nicht, wie ich’s anstellen sollte, dass Gott wirklich mein Gebet hörte. So wandte ich mich denn nach wenigen Tagen an den sächsischen Studenten und bat ihn, über und über errötend, doch einmal mit mir zu beten ...

10. Die heilige Badezelle

Am 6. Juni 1918, abends kurz vor 11 Uhr, knieten wir in einer schmutzigen, dunklen Badezelle nieder. Und zum ersten Mal in meinem Leben rief ich als verlorner Sünder die Gnade Gottes an. Als ich mich von den Knien wieder erhob, wusste ich, dass mein Leben jetzt dem Herrn gehörte. Mit einem Male konnte ich das Geheimnis von Golgatha verstehen. Zwar sah ich noch Menschen wie Bäume. Aber ich war doch sehend geworden und trug ein tiefes, heiliges Glück in meiner Seele.
Das Fundament, auf dem ich heute stehe, sind durchaus nicht die Gefühle und Heilserlebnisse jener Zeit, so wertvoll sie mir auch sind, sondern das untrügliche Wort der Wahrheit, das Evangelium von Gottes ewigen, allumfassenden Liebesgedanken und Heilsratschlüssen. Aber dennoch bleibt mir das Glück jener Stunde als kostbares Gnadengeschenk, das ich nicht missen möchte.
Fortan war die einsame Badezelle – da die Badeeinrichtungen nicht gebrauchsfähig waren, wurden sie auch nicht benutzt – mein Zufluchtsort. Wenn Heimweh und Trauer die Seele beschleichen wollten, wenn Rettungsjubel und Siegessang des Erlöstseins die Brust vor Freude fast zu sprengen drohten, so fand ich einsam oder gemeinsam dort eine Stätte, wo ich in Bitten und Flehen, in Danksagung und Anbetung meinem Herzen Luft machen konnte.
Wenn abends um 10 Uhr die Lichter in den Baracken ausgelöscht waren, dann schlich ich aus der Hütte voll Flüchen und schmutzigen gemeinen Reden in die stille Badezelle. Wenn morgens der Tag kaum graute, dann hüllte ich mich in meinen Mantel und schlüpfte an den heiligen Ort, wo ich mit meinem Herrn reden konnte.
Aber nicht nur mir, sondern noch einer ganzen Reihe von Erweckten wurde dieser unscheinbare Raum ein Heiligtum. Manche Tränen über Sünden der Vergangenheit wurden dort geweint, mancher Seufzer aus gequältem Herzen zum Himmel gesandt und manche Fürbitte für andere getan. Aber auch Lob und Dank, Ruhm und Ehre wurden dort dem Herrn aller Herren in dankbarer Hingabe dargebracht. –

Möchten alle „heiligen“ Orte der „Christenheit“, Kirchen und Klöster, Kapellen und Versammlungsräume, solche Offenbarungsstätten Gottes und Plätze der Anbetung sein, wie es jene schmutzige, dunkle Badezelle hinterm Stacheldraht war! --

11. Gottesdienst im Pferdestall

Als wir nach dem „Hungerlager“ kamen, wurde dort schon jeden Sonntagmorgen Gottesdienst gehalten. Da kein anderer Raum zur Verfügung stand, versammelte man sich in einem halboffenen Pferdeschuppen. Ein junger Theologe sprach über Antialkoholismus, Bodenreform und Nächstenliebe. Seine Gemeinde zählte meist nur zehn bis zwölf Zuhörer.
Er war ein lieber, junger Mensch, der Gerhard. Allerdings verstand er vom biblischen Evangelium nicht viel mehr wie ein Durchschnittsgrönländer von zentralafrikanischer Liebeslyrik. Da er aber ein aufrichtiger Wahrheitssucher war, schloss er sich unserem entstehenden Kreise gern an und wurde bald ein fröhliches Kind Gottes. Heute ist er irgendwo in Norddeutschland ein gesegneter Diener Christi.
Der Bruder, der mir ein Wegweiser zu Gott geworden war, bat den jungen Theologen, ihn den Sonntagmorgengottesdienst halten zu lassen. Das tat unser lieber Gerhard auch gern. Er fühlte sich in seiner geistlichen Würde gar nicht gekränkt, dass ein Nichttheologe „predigte“.

Bald waren es nicht mehr nur einige wenige, die sich im Pferdestall versammelten, sondern sechzig, achtzig und mehr Kameraden. Durch das kraftvolle, klare Zeugnis angelockt, wuchs die Zahl der Zuhörer immer mehr. Nicht allein aber die Zahl der Zuhörer, sondern auch die Schar derer, die sich von ganzem Herzen zu Christo bekehrten und ein neues Leben begannen.
Eine richtige Erweckung war entstanden! --

12. Der verkrachte Opernsänger

Jeden Vormittag mussten wir die Baracken verlassen und auf den steinigen Wegen des Lagers umherlaufen. Während dieser drei oder vier Stunden wurden die Hütten gründlich gereinigt, die Betten abgeschlagen, Bretter und Strohsäcke nach einer vom Obersten befohlenen Ordnung aufgebaut und dann vom englischen Lagerkommandanten und seinem Dolmetscher besichtigt.
Mit leerem Magen stundenlang bei Regen oder Kälte stumpfsinnig am Stacheldraht entlang streichen war keine angenehme Sache. Viel angenehmer wäre es gewesen, wenn man auf seiner Holzpritsche hätte sitzen bleiben dürfen. Es war aber bei Strafe verboten, während der Lagerbesichtigung die Hütte zu betreten.
Dennoch versuchten manche, innerhalb des Lagers zu bleiben, anstatt die äußeren Wege am Stacheldraht entlang zu trotten. Sobald der Oberst ihre Hütte besichtigt hatte, wurde die „Falle“ wieder aufgeschlagen und der Ruhe gepflegt.
Andere wiederum benutzen diese Gelegenheit, in den menschenleeren Baracken das oder jenes zu „finden“ oder sich zu „besorgen“.
Eines Vormittags war ich entgegen meinem sonstigen Gehorsam in der leeren Baracke geblieben und spielte mit dem englischen Oberst Versteck. Ich schlängelte mich natürlich unbemerkt durch. Als Gefangener ist man eben mit allen Wassern gewaschen.
Während ich nun, nachdem der Oberst durch meine Hütte gegangen war, wieder mein Bett aufbaute, schob sich ein unrasiertes Antlitz um den Türpfosten.
„Kann mir jemand Zigaretten ablassen?“ fragte der Eintretende mit dem finsteren Gesichtsausdruck eines leidenschaftlichen Rauchers, der seit Tagen ohne Tabak ist.
Nun hatte ich in meiner wackeligen, selbstgezimmerten Holzkiste noch etliche „Blaupunkt“-Zigaretten, die ich seit Monaten mit mir herumschleppte.

Hier muss ich eine Zwischenbemerkung machen.
Als ich zum ersten Mal an jenem 6. Juni bewusst meine Knie vor Gott gebeugt hatte, zuckte blitzartig folgender Gedanke durch mein Hirn: Ich will doch sehen, ob der Herr die Macht hat, die Zahl der Zigaretten, die ich täglich rauchen muss, auf zehn herunterzudrücken! Das war, wie gesagt, nur ein blitzartiger Gedanke. Er beschäftigte mich weiter nicht mehr, wie denn überhaupt Christsein oder Christwerden mit dem Rauchen keineswegs etwas zu tun hat.
Nun war ich aber zu meinem und meiner früheren Freunde großem Erstaunen von der Gebundenheit des Tabaks derart frei geworden, dass ich bis zur Stunde, da ich dieses schreibe, nicht eine einzige Zigarette mehr geraucht habe. Ich sage das nicht, weil ich mir das etwa als Verdienst anrechne. Das wäre lächerlicher Pharisäismus.
Aber ich schreibe es, weil das, was ich mit Aufbietung aller Willenskräfte jahrelang vergeblich erstrebte, mit einemmal mir wie eine reife Frucht als Geschenk in den Schoß fiel. Und wer auf dem Gebiet des Rauchens keine Schwierigkeit hat, der braucht Erlösung und Befreiung für andere dunkle Punkte seines Lebens, sei es Lüge oder Betrug, Trunksucht oder Fleischeslust, Empfindlichkeit oder Zorn, Hochmut oder Undankbarkeit.

So war es mir denn, da ich die Gebundenheiten der Gefangenen nur zu gut kannte, ein herzliches Anliegen, doch etlichen zu helfen, indem ich ihnen die Rettungstat Christi bezeugte.
An jenem Morgen erhörte Gott zum ersten Mal mein Gebet, anderen den Weg des Heils zeigen zu dürfen, und benutzte dazu die Zigaretten.
Ich gab dem jungen Unteroffizier eine Hand voll „Blaupunkt“ mit der Entschuldigung, dass es leider nur schlechte deutsche und keine guten englischen Zigaretten seien.
„Das macht nichts, wenn’s nur qualmt!“ war die Antwort. Und schon sog er mit tiefen, gierigen Zügen den Rauch in die Lungen.
„Was wollen Sie dafür haben?“ fragte er besorgt und klimperte mit seinen zwei oder drei Kupferstücken in der Tasche.
„Die kosten nichts, die schenke ich Ihnen“, war meine Antwort.
Aufs höchste überrascht schaute er mich an und vergaß einige Minuten, an seiner Zigarette zu ziehen. Dass ein weltfremder Mensch etwas ohne Gewinn tat, war ihm in seiner Gefangenenlaufbahn wohl noch nicht, ganz sicherlich aber nicht im Hungerlager begegnet.
„Ich verstehe sehr wohl, dass Sie rauchen müssen“, fuhr ich fort.
Da schilderte mir der arme Kerl, wie er nach und nach seine Schuhe, Gamaschen, Uniformstücke und Bücher, kurz alles, was er sein Eigentum nannte, gegen Zigaretten eingetauscht habe. Auch einen Teil der allzu kleinen täglichen Brotration handelte er regelmäßig gegen Tabak ein.
Dass Kohlhof dabei seelisch und körperlich immer mehr heruntergekommen war, liegt auf der Hand. Er war, wie die allermeisten Gefangenen des Hungerlagers, innerlich völlig verlumpt. Als ohnmächtiger Sklave seiner Gebundenheit hatte er längst einen Ekel vor dem Leben. Nur fand er nicht den Mut, es wegzuwerfen.
Eifrig begann ich nun meinen ersten Bekehrungsversuch, indem ich erzählte, wie ich nach vergeblichen Bemühungen aller Art von der Sucht nach der Zigarette frei geworden war und Frieden gefunden hatte.
Mein neuer Freund gewann Zutrauen zu mir und taute immer mehr auf. Bald hatte ich ein deutliches Bild seines Lebens. Ohne dass ich ihn dazu aufforderte, schilderte er mir seine Vergangenheit, wie er angefangen hatte, Opernsänger zu werden, aber durch schlechte Gesellschaft auf Wege der Sünde und Schande gekommen sei. Immer tiefer war es mit ihm bergab gegangen.
In fürbittendem, liebendem Mitverstehen betete ich seit seiner „Beichte“ ernstlich um seine Errettung und durfte nach einigen Monaten die große Freude erleben, dass er sein Leben Gott übergab. Durch seine Briefe angeregt, wurde auch seine Braut bald ein bewusstes, glückliches Eigentum Christi. Und mit geweihten Lippen sang der bekehrte Künstler bald die frohe Botschaft des seligmachenden Heils in Christo. -- Heute lebt er als Beamter in einer Großstadt Mitteldeutschlands und durfte schon manchem suchenden Sünder den Heimweg ins himmlische Vaterhaus zeigen.
Solches hat der Herr getan; gelobt sei sein heiliger Name!

13. „Es gilt für mich ...“

Als einer nach dem anderen das Heil in Christo ergriff und wir uns in dankbarer Freude täglich zum Gebet und zur Betrachtung des Wortes Gottes zusammenfanden, wurden wir oft gefragt, was für ein Verein wir denn seien. Aber da kamen wir in große Verlegenheit. Wie sollten wir uns nennen? Wussten wir doch nichts oder wenig von der heillosen Zersplitterung der Gläubigen in so viele „Richtungen“.

Doch es ging uns wie den ersten Christen: man gab uns einen Spottnamen, der unser Wesen charakterisieren sollte. Man nannte uns **„Himmelstoßtrupp“!**
Es lag darin für uns mehr Ehre als Schmach. Denn was wollten wir mehr, als in heiligem Eifer alles überflüssige Marschgepäck der Weltliebe und des Sündendienstes weglegen und ein Stoßtrupp zu Gottes Verfügung sein! Wir bildeten einen kleinen Männerchor, den Bruder Job, ein prächtiger Student, leitete, und sangen bei unseren Versammlungen im Freien oder in einer leeren, uns „zu religiösen Zwecken“ zur Verfügung gestellten Baracke unsere frohen Werbelieder.
Man kann über die englischen Erweckungshymnen denken, wie man will. Auch ich halte einen deutschen Choral für viel gehaltvoller als die oft allzu leichten Sänge und Klänge religiöser Lieder, die sonderlich aus England und Amerika kommen; aber die sich leicht einprägenden Kehrreime erwiesen sich oft als Angelhaken der Liebe zur Werbung und Erweckung fernstehender Kameraden.
Eines Tages gingen wir wieder in „unsere“ Baracke, um ein neues Lied zu üben. Am Ausgang unserer Hütte saß kartenspielend mit anderen auch Gottfried, ein schwäbischer Offizierstellvertreter. Oft sahen wir ihn, wenn wir Freiversammlungen zwischen zwei Baracken hielten, vorbeischleichen. Man merkte ihm an, dass er sich am liebsten zu den Versammelten gestellt hätte, um die Zeugnisse der Brüder zu hören. Aber aus Menschenfurcht wagte er es nicht.
Etliche Brüder jedoch, die Gottfried kannten, traten treu im Gebet für ihn ein und flehten täglich für seine Errettung.

Kaum hatten wir Sänger vom „Himmelstoßtrupp“ unsere Singstunde begonnen, da öffnete sich die Tür und herein trat – unser Gottfried. Zum ersten Mal kam er in die Versammlungen der geschmähten „Sekte“. Gleich sang er mit, hielt sich von da an treu zu uns und fand bald Frieden unter dem Kreuze von Golgatha. Als wir ihn später fragten, was ihn denn eigentlich veranlasst habe, zu uns und zum Herrn zu kommen, erzählte er Folgendes:
„Eines Sonntags hattet ihr wieder Versammlung. Aus Furcht vor meinen spottenden Kameraden wagte ich nicht teilzunehmen. Aber ich trieb mich in der Nähe umher, um möglichst viel zu hören. Nach der Ansprache wurde ein vierstimmiges Lied von Gottes Liebe gesungen. Den Text konnte ich nicht so recht verstehen. Aber die Worte des Kehrreims: „Es gilt für dich, es gilt für dich!“ ließen mich nicht mehr los. Tag und Nacht klangen sie mir in den Ohren. Mir war, als ob Gott sie in meine Seele hineingelegt habe. Immer und immer wieder sang und klang, schallte und hallte es in mir: „Es gilt für dich, es gilt für dich!“
Ob ich im Waschhaus meinen Hering putzte, ob ich vor der Postbaracke auf eine Nachricht wartete, ob ich mein Hemd wusch oder Skat spielte, ob ich einen Brief in die Heimat schrieb oder mich des Nachts schlaflos auf der Holzpritsche wälzte: immer und immer klang es in mir: „Es gilt für dich, es gilt für dich!“ Schließlich konnte ich diesem Werberuf der Liebe nicht mehr widerstehen. Und so wagte ich es denn, mich zum größten Ärger meiner Freunde auf des Heilands und eure Seite zu stellen.“
Zwar hatte sich der gute Gottfried etwas verhört oder wir hatten nicht deutlich genug gesungen, denn in dem Kehrreim hieß es von der Liebe Gottes: „Sie quillt für dich, sie quillt für mich“, aber dem Heiligen Geiste hatte es gefallen, durch einen „musikalisch wertlosen englischen Sing-Sang“ einen Feuerbrand in eine Menschenseele zu werfen.
Fürwahr, es tut der Größe und Herrlichkeit Gottes keinen Abbruch, durch armselige, törichte Mittel Seine Gemeinde zu sammeln! --

14. Lebensmittelverteilung und Kohlenempfang

Das Hungerlager hatte noch einen anderen Namen. Da es auf einer kleinen Erhöhung lag und wir unsere Lebensmittel nach Unzen, einem englischen Gewicht, vorgewogen bekamen, hieß es auch der „Unzenhügel“.
Des Vormittags gab es Kaffee oder Tee. Der wurde von zwei Dienst habenden Gefangenen in der deutschen Küche geholt, in die Baracken gebracht und in die am Fußende der Betten stehenden Essnäpfe gegossen. Die übrigen 38 Mann, die keinen „Dienst“ hatten, blieben in der „Klappe“ liegen und nahmen ihr „Malerfrühstück“ ein: einen Napf Kaffee oder Tee und eine Zigarette.
Zwischen 12 und 1 Uhr gab’s Mittagessen. Das war eine Suppe mit meist stinkendem Pferdefleisch. Aber es schmeckte. Man hatte eben nichts anderes. Der Nachtisch war wieder eine Zigarette und ein Mittagsschläfchen, um die fehlenden Gänge wenigstens in der Einbildung oder im Traum zu genießen.
Um 3 Uhr tönt wieder das Hornsignal des Kochs. Der Zucker ist abgewogen und kann von den einzelnen Baracken abgeholt werden. Jeder bekommt einige Gramm. Da die dem Einzelnen zustehende Menge aber lächerlich ist, tun sich immer vier Mann zusammen, die abwechselnd jeden vierten Tag vier Portionen erhalten. Die meisten heben aber den Zucker gar nicht für den Kaffee oder Tee auf, sondern schütten die vierfache Portion einfach in den Mund.
Zehn Minuten später kommen die Heringe. Die gibt es einmal oder zweimal wöchentlich statt Fleisch. Sie riechen zwar ein bisschen seltsam, aber die meisten lassen sie dem Zucker auf dem Fuße, das heißt in diesem Falle auf der Zunge folgen und verschlingen ihren Fisch „mit Haut und Haaren“. Andere hingegen versuchen durch allerlei seltsame Verfahren, die sicherlich in keinem Kochbuch der Welt zu finden sind, ihn schmackhaft zu machen. Aber man kann mit einem faulen Hering machen, was man will, man mag ihn kochen, braten, backen, dämpfen, räuchern, würzen, dünsten, er schmeckt nie wie ein frisches Kalbskotelett.
Gegen 4 Uhr gibt es eine Scheibe Brot, die für den folgenden Tag reichen soll, meist aber sofort nach Empfang verschlungen oder verhandelt wird. Dazu kommen noch einige Gramm Margarine.
Das Abendbrot wird zwei Stunden später gebracht. Es sind pro Mann einige kalte gekochte Büchsenbohnen und zwei oder drei Kartoffeln. Die Verteilung ist eine schwierige Sache.
Die Essenträger versuchen vierzig möglichst gleich große Portionen herzustellen. Schau dir doch dort drüben den Herrn Doktor mit der Brille an, wie er nach den größten Kartoffelhäuflein schielt! Sobald der Diensttuende „fertig“ ruft, stürzt er wie ein Raubtier auf die ahnungslose Beute, um ja die größte Portion zu ergattern. Aber der dicke Kanalarbeiter aus Berlin, der immer auf die Schulmeister schimpft, boxt ihm in die Seite, so dass dem gelehrten Herrn fast die Brille von der Nase fällt. Bei dem entstehenden Gezänke drängen sich die anderen an den Verteilungsplatz und verzehren die kostbare Frucht meist sofort samt der Schale.

Die Lebensmittelverteilung bietet immer ein hässliches Bild. Dabei erweist sich der sogenannte Gebildete als genau so gierig und tierisch wie der Prolet, über dessen Unwissenheit er lächelnd und überlegen die Achsel zuckt. Der Empfang der Verpflegung ist widerlich, manchmal komisch, aber nie gefährlich.
Gefährlich ist hingegen die Art und Weise, wie man Kohlen „besorgt“.
Durch die fortwährenden Eisenbahnstreiks und den Mangel an Organisationstalent der Engländer sind die Kohlen zum Heizen der Hütten immer sehr knapp. Man denke sich, dass im eiskalten Winter für dünnwandige Baracken mit unterernährten Menschen zehn Pfund Kohlen ausreichen sollten, um eine Woche zu heizen. Dabei pfiff und heulte der eisige Wind um den kalten Unzenhügel.

In einer Lagerecke befand sich ein Haufen Kohlen für den äußersten Notfall und zum Gebrauch in der Küche. Vor dem Stacheldrahtverhau stand in der Nähe des begehrten Heizmaterials immer ein Posten. Bei Tage war da also nichts zu machen.
Aber nachts wurde regelmäßig gestohlen. Das wurde so schlimm, dass die Posten strengen Befehl bekamen, auf die Diebe zu schießen. So konnte man es dann und wann erleben, dass Gewehrkugeln durch die dünnen Barackenwände über die Nasen schlafender Gefangener hinwegpfiffen. Doch die Not war so groß, dass man das nicht beachtete und besonders in dunklen Nächten immer wieder Kohlen „besorgte".
Das gestohlene Heizmaterial musste dann so untergebracht werden, dass bei der Hüttendurchsuchung am nächsten Tag nichts zu finden war. Das wurde folgendermaßen gemacht: unter dem Ofenblech löste man etliche Bodendielen los, so dass sie herausgehoben werden konnten. Die Erde darunter wurde ausgehoben und fortgeschafft, und der so entstandene Raum diente als Kohlenkeller. Vor der Barackendurchsuchung wurde das Ofenblech festgenagelt. Die englischen Offiziere zerbrachen sich dann die Köpfe, wo und wie denn die schlauen Gefangen nur die gestohlenen Kohlen verstauten.

15. Der Eckpfostenevangelist

Die Neubekehrten wurden von einer heiligen Leidenschaft ergriffen. Ein einziger Drang und Trieb beherrschte ihre Seele. Sie wollten die Freude, die ihr Leben erfüllte, auch anderen mitteilen. Sie wollten Seelen gewinnen für Christus, das Lamm!
Dazu hatte uns Gott zwei Waffen anvertraut: das Gebet und das Zeugnis. In täglicher, ernster Fürbitte trugen wir einsam und gemeinsam diejenigen Mitgefangenen vor den Thron der Gnade, von denen wir glaubten, dass sie dem Zuge des Geistes Gottes folgen würden, wenn sie die Botschaft ihrer Rettung hörten. Freunde, Regimentskameraden, Landsleute, Barackennachbarn, kurz alle, mit denen wir irgend welche Fühlung hatten, suchten wir zum Besuch unserer Versammlungen zu bewegen. Dort beobachteten wir die „Neuen", welche Wirkung das verkündigte Wort Gottes auf sie auszuüben schien, und suchten dann näher an sie heranzukommen.
Gott segnete in Gnaden diesen Dienst. Vieles mag seelisch, unpsychologisch und unpädagogisch gewesen sein und vor den Augen religiöser Kritiker nicht standhalten. Aber die Beweggründe unseres Dienstes waren selbstlos und nach unserem damaligen Erkenntnisstand aus der Schrift geschöpft. Und Gott, der das Herz und nicht die Vor-, Aus- und Einbildung ansieht, benutzte in Gnaden unser gestammeltes Zeugnis und erweckte und rettete Menschen, deren ferneres Leben die Echtheit ihrer Bekehrung erwies.
Das Zeugnis und auch die Art, wie unsere Brüder mit anderen redeten, war grundverschieden.
Da war Alfred, der stille, tiefe Schwabe. Er war schon von Natur ein reiner, man könnte fast sagen heiliger Mensch. Unberührt von der groben Sünde war er durch seine Studentenzeit hindurchgegangen. Wenn der über das Wesen der Sünde als naturhaftes Losgelöstsein von Gott sprach, da griff er tief in die dunklen Rätsel des Lebens und weckte ein heiliges Heimweh in den Herzen seiner Freunde. Er war einer der ersten gewesen, die im Hungerlager den Herrn fanden.

Ganz anders war Konrad, der robuste bayerische Eisenbahner. Er war unser Eckpfostenevangelist.
Um ein möglichst großes „Lauffeld" zu haben, gingen die Gefangenen an dem Stacheldrahtverhau entlang spazieren. Da wurden schweigend oder redend manche Hoffnungen erweckt und begraben, Erinnerungen ausgetauscht und Zukunftspläne geschmiedet. Da wurde geseufzt und

gebangt, gescholten und geflucht. Da wurde aber auch von den Leuten des Himmelstoßtrupps das Evangelium in werbender Liebe herzandringend angeboten.
Um an recht viele Kameraden heranzukommen, hatte sich Konrad ein genaues Programm ausgearbeitet. Das Lager war viereckig. Die vier Eckpfosten waren besonders stark und wuchtig. Sie bestimmten Konrad zu den vier Hauptpunkten seiner Unterredungen. Er holte sich irgendeinen Freund oder Bekannten und ging mit ihm spazieren. Sofort kam er mit der Hauptsache. Bis zum ersten Eckpfosten legte er Zeugnis ab von dem, was aus ihm, dem früheren Stromer, durch Gottes Gnade geworden war. Bis zur zweiten Ecke legte er, wie er sagte, Römer 3 aus, das heißt, er sagte seinen Weggenossen etwa: „So wie ich ein verlorener Sünder war, so sind alle Menschen von Natur aus verloren. Und wenn du ein ehrlicher Kerl bist, dann musst du zugeben, dass auch in deinem Leben vieles faul ist. Du bist verloren, und wenn du so weiter machst, gehst du ewig verloren."

Vom zweiten bis zum dritten Hauptpfosten war das vollbrachte Erlösungswerk der Gegenstand seines Vortrages. Er erklärte an Gleichnissen und Bildern die Bedeutung des stellvertretenden Sühneopfers Christi, das allen Menschen zugute komme und durch den Glauben eines jeden persönlicher, beglückender Besitz werden könne und müsse.
Auf dem letzten Viertel seines Weges setzte er seinem Zuhörer, wenn er nicht vorher durchgegangen war, die Bekehrungspistole auf die Brust und forderte ihn auf, sobald wie möglich, am besten noch heute sein Leben und seine Sünden dem Herrn im Glaubensgehorsam auszuliefern und ein Christ zu werden.
Natürlich kam es sehr oft vor, dass es den Klienten Konrads schon beim zweiten Punkte zu schwül wurde und sie davon liefen. Das störte aber unseren Eckpfostenevangelisten durchaus nicht; er suchte sich dann einfach einen anderen.
Auf diese zur Nachahmung keineswegs empfohlene Weise konnte Konrad mit vielen Kameraden reden. Und etlichen unter ihnen durfte er auch wirklich ein Wegweiser zu Christo werden.
Wenn ich auch diese Methode der Seelengewinnung durchaus nicht für die alleinseligmachende halte, so wünsche ich doch von Herzen, dass so mancher satte, selbstgefällige „Auchchrist" etwas von diesem heiligen Drange, der einen Paulus verzehrte und von dem auch wir ein Fünklein bekommen hatten, sich schenken ließe.

16. Wie wir „predigen" lernten

Immer größer wurde der Kreis derer, die sich des Sonntags zur „allgemeinen Andacht" und Mittwochs zur „Bibelstunde" versammelten. Einer solchen Schar immer die rechte geistliche Nahrung darzureichen, war für neubekehrte junge Menschen keine ganz einfache Sache. Hatte doch der Träger der Erweckung, Bruder Fritz, erst wenige Monate vorher hinterm Stacheldraht den Herrn gefunden.
Als nun die Weihnachtszeit herannahte, wo die Menschenherzen weicher und zugänglicher werden und sich viele Gelegenheiten boten, das Wort Gottes zu verkündigen, eröffnete mir eines Tages der liebe dicke Fritz, er könne jetzt den Dienst am Wort unmöglich weiter allein tun. Ich müsse mithelfen und gleich morgen die festgelegte Weihnachtsversammlung halten.
Mit Händen und Füßen wehrte ich mich dagegen. Alle nur möglichen Ausreden führte ich ins Feld. Aber es half alles nichts. Mit „apostolischer Machtvollkommenheit" gebot mir mein junger Vater in Christo, ich müsse den Dienst tun, wenn ich „dem Geiste Gottes nicht ungehorsam sein wolle."
So sagte ich denn endlich zu und verbrachte eine schlaflose Nacht. Am nächsten Vormittag kletterte ich, am ganzen Leibe zitternd, auf ein wackeliges Holzgestell, das als Podium diente,

verlas meinen Text und legte ihn aus. Zwar waren meine Ausführungen über die Weihnachtsfreude im Allgemeinen und die Freude eines Gotteskindes im Besonderen reichlich mit Zitaten aus Goetheschen und Schillerschen Gedichten und Dramen durchsetzt und arm an biblischen Wahrheiten und Belegen aus dem Worte Gottes, aber man merkte doch, was ich wollte, und spürte, dass ich etwas hatte, was mich froh und glücklich machte. Und das war uns ja die Hauptsache.

Während meiner Ansprache fasste ich den kühnen Entschluss, alle meine Zuhörer dahin zu bringen, dass sie mit mir niederknien und ihr Leben dem Herrn weihen sollten. Ich schloss daher etwa folgendermaßen:
„Und nun, Kameraden, solltet ihr den Mannesmut aufbringen, der Welt und der Sünde den Rücken zu kehren und den Herrn Jesus als Heiland anzunehmen. Macht es, wie ich es gemacht habe: kniet nieder und gebt Ihm euer Leben. Ihm gehört ihr ja doch an. Wenn ihr nicht zum Preise Seiner Gnade Seine erlösten Brüder sein wollt, so werdet ihr einmal zum Zeugnis für Gottes Heiligkeit Brennmaterial für die Hölle werden.
Oder glaubt jemand nicht niederknien zu können, weil er meint, das sei katholisch? Oder zittert ihr vor dem Spott derer, die zum Fenster hereinschielen, weil sie nicht den Mut aufbringen, das Wort Gottes hier zu hören? Oder fürchtet ihr gar um eure schön gebügelten Feiertagshosen? (Die Hosen bügelten wir dadurch, dass wir sie zwischen dem Strohsack und die Bretter unserer Pritsche legten und darauf schliefen.) Seht, ihr habt keine Ursache, die werbende Hand eures Heilands zurückzustoßen. Deshalb wollen wir alle niederknien, und ich werde mit euch beten!“

Wirklich beugten auch alle die Knie, und ich übergab alle Anwesenden dem Herrn. Aber erst nach und nach sollte ich an mir selbst und an vielen anderen erfahren, welch trotziges und verzagtes Ding das Herz des Menschen ist und wie vieler Arbeit des Heiligen Geistes es bedarf, ehe es sich willig in dankbarer Anbetung seinem Gott ergibt. Allmählich wurde das wild flackernde, manchmal etwas schwärmerische Feuer der Neubekehrten in den schützenden Herd biblischer Erkenntnis gebannt. Unsere Zeugnisse und Ansprachen wurden ruhiger, christozentrischer. Nicht mehr unser subjektives Erleben, sondern die objektiven Liebespläne und Heilsgedanken Gottes wurden Gegenstand unserer Verkündigung.
In Seinem unergründlichen Erbarmen mehrte Gott die Schar derer, die errettet wurden und den brennenden Herzenswunsch hatten, auf alle Art und Weise ein Lob der segnenden und bewahrenden Gnade zu sein. Eine Reihe von Brüdern beteiligten sich nach einigen Monaten in den Bibelstunden und der Evangelisation und redeten das Wort Gottes mit Freimütigkeit. So hat uns der Herr das Hungerlager zu einer „Predigerschule“ gemacht. Heute stehen die einen als Pfarrer und Prediger, andere als Leiter oder Mitarbeiter größerer oder kleinerer christlicher Kreise im Dienste ihres Erlösers.

17. Von Lager zu Lager

Als die Aussichten auf Austausch endgültig vorbei waren, wurden wir vom „Unzenhügel“ in andere Lager verteilt. Es blieb im Allgemeinen bei den Hungerrationen, der schlechten englischen Organisation und dem sich daraus ergebenden Mangel in allen Stücken. Kaum waren wir einige Zeit in einem Lager gewesen, so wurden wir wieder abgeschoben.
Die Folge war, dass uns Briefe und Pakete aus der Heimat wochen- und monatelang nicht erreichten. Dazu kam mangelnde Bekleidung und dann und wann auch einmal schlechte Behandlung.

Bei jedem Abtransport vom camp wurde das Gepäck genau durchsucht. Wer mehr als die völlig ungenügende, geringe Zahl von Bekleidungsstücken, Wäsche und dergleichen hatte, bekam es abgenommen. Besonders unter einem Oberst, der die rechte Hand verloren hatte und in deutscher Gefangenschaft gewesen war, hatten wir manches zu leiden.
Durch die Verschiebungen blieben öfter die sowieso knapp bemessenen Lebensmittel aus. Einmal stand ich in einer regnerischen, stürmischen Novembernacht am Stacheldraht eines kleinen, schmutzigen Lagers, das wir gerade bezogen hatten, und verhandelte mit dem englischen Posten. Ich bat ihn, mir doch aus dem Rübenfeld, das an unser Lager grenzte, eine Dickrübe herauszuziehen und über das Verhau zu werfen. Nach langem Hin und Her warf ich ein in Papier eingewickeltes sixpence-Stück – etwa 50 Pfennig – über den Draht. Und bald darauf saß ich mit etlichen Brüdern in unserer dunklen, schmutzigen, ungeheizten Baracke und verteilte strahlend meine Dickrübe. –

Ein anderes Bild hat sich mir unauslöschlich tief eingeprägt. Wir waren wieder einmal nach kurzem Aufenthalt in einem Lager verladen worden. In unserem Eisenbahnabteil saßen sechs Gefangene und zwei englische Posten. Blutjunge Burschen. Wir unterhielten uns mit den Tommys über dieses und jenes und kamen auch bald auf die Frage der persönlichen Errettung zu sprechen. Einer von ihnen hatte eine gläubige Mutter, und der andere Engländer wusste auch sehr wohl, um was es sich handelte. Alfred, der liebe Schwabe mit der Johannesnatur, redete ihnen zum Herzen. Es war ein seltsamer Anblick, die beiden Wachhabenden zu sehen, wie sie sich auf ihre Gewehre mit aufgepflanztem Bajonett stützten und beschämt und innerlich getroffen den Kopf vor den Gefangenen senkten. Dem einen zuckte es um die Mundwinkel; er schien gewaltsam die Tränen zurückzuhalten.
Die Gefangenen waren in Wahrheit frei und die Freien in der Sünde gefangen! --
Ein anderes Mal lagen wir an einem warmen Sommertag in einer Lagerecke. Nur durch das Drahtverhau von uns getrennt stand der englische Posten. Da kein Offizier in der Nähe war, unterhielten wir uns mit ihm. Wir bezeugten, frohe und freie Menschen in Christo geworden zu sein und baten ihn, doch auch aus der Gefangenschaft der Sünde und des Teufels herauszukommen und das im Evangelium dargebotene Heil zu ergreifen.
Gefangene verkündigten Freien die Befreiung aus der Gefangenschaft.
Wir waren äußerlich geknechtet und entrechtet und dennoch der Knechtschaft entronnen! --
Einmal winkte uns ein englischer Korporal über den Stacheldraht zu und grüßte uns als Brüder im Herrn. Er freute sich herzlich über die Bewegung, die unter uns entstanden war.
Wie wunderbar! Das Volk Gottes, die Gemeinde Jesu Christi, ist eine Einheit und überbrückt Zeit und Raum, Nationalität und Charakteranlage, Geschlecht und Bildung; sie anerkannte auch nicht das riesige, rostige Drahtverhau, das doch zwei grundverschiedene Welten voneinander trennte! -

In einem Lager stand es eine Zeit lang mit der Verpflegung derart schlecht, dass die übelriechenden Abfalltonnen der Lagerwache von den Gefangenen nach essbaren Überresten durchsucht wurden. Das war überaus demütigend für deutsche Soldaten. –
Eines Tages wurde uns die Nachricht über den Stacheldraht gerufen, in Deutschland sei Revolution ausgebrochen, der Kaiser sei geflohen, die deutschen Truppen hätten die Waffen weggeworfen und fluteten aus der Kampfzone zurück. Erst als wir eine englische Zeitung in den zitternden Händen hielten, begannen wir die Wahrheit zu glauben. Man sagte uns, Deutschland verzichte auf die Auslieferung seiner Kriegsgefangenen und stelle es seinen Feinden anheim, über sie nach Belieben zu verfügen.

Bei solchen Nachrichten brach in vielen unserer Leute der letzte Rest von Manneswürde und Ehrgefühl zusammen. Schmutzige Selbstsucht, rohe Gemeinheit, kaum verhüllte Gier nach tierischem Lustgewinn zeigten sich fortan in erschreckender Weise. Tief schlugen Lüste und Leidenschaften ihre Krallen in Leiber und Seelen ...
Aber um so heller und leuchtender waren auch die Siege des Evangeliums. Manch einer hat in jenen Tagen glauben und beten gelernt und ist inmitten von Jammer und Not ein neuer, glücklicher Mensch geworden.

18. Kommunistische Bücherwarte

Im Himmelstoßtrupp herrschte Kommunismus. Nicht der politische, der da ruft: „Gib her das Deine!“, sondern der christliche, der da sagt: „Nimm hin das Meine!“
Es war uns ein Herzensbedürfnis, notleidende Brüder zu unterstützen. Wenn man das Hungerlager durchschritt, so konnte man in vielen Baracken kleine Gruppen von Himmelstoßtrupplern sehen, die zu zweien, dreien oder vieren zusammen wohnten. Die hatten unter sich Kommunismus. Alles, was man hatte, wurde redlich geteilt. An dem Ergehen der Angehörigen wurde betender Anteil genommen, und die dann und wann verirrt erscheinenden, aus vorherigen Lagern nachgesandten Lebensmittel wurden treulich gemeinsam genossen.
Auch kam es oft vor, dass die eine Gruppe eine andere besuchte und dabei etwas Zucker, ein paar Graupen oder einige geröstete Schnitten Brot mitbrachte. Das gab dann immer ein herzliches Danken und Rühmen der Liebe Christi, die solches bewirkt hatte, und manche Träne der Freude schimmerte in den Augen der Brüder.
Für besondere Dienste im Lager gab es Arbeiterzulagen. Deshalb suchte jeder irgendeinen Posten zu bekommen. Am beneidetsten waren natürlich die Köche. Auch andere Ämter waren wegen der durch sie zu erlangenden Extrarationen sehr begehrt. Wer einmal solch ein Amt inne hatte, der war kaum mehr zu vertreiben.
Doch eines Tages war ein Posten zu besetzen, um den man sich nicht riss. Es wurden drei Feldwebel als Bücherwarte gesucht. Als nämlich die Möglichkeit des Austausches immer mehr schwand, begann man sich wieder nach Möglichkeit wohnlich einzurichten. Auf allen möglichen Wegen gelangten einige hundert Bücher in das Lager. Besonders deutsche gläubige Kreise beteiligten sich daran, indem sie Bibeln und gute christliche Literatur sandten.
Da nun aber die Bücherwarte keine Lebensmittelzulage erhalten sollten, war niemand gewillt, täglich mehrere Stunden zu registrieren und Bücher auszugeben. Deshalb meldeten wir uns. Ein Philologe, ein Theologe und ich bekamen eine Ecke in dem Bücherraum als Lagerstatt zugewiesen und konnten uns des Morgens und Abends ungestört dem gemeinsamen Gebet widmen.

Durch die Ausgabe der Bücher bekamen wir Fühlung mit diesem und jenem Kameraden. Es war lustig, was da alles verlangt und von uns als Ersatz dafür ausgegeben wurde.
„Habt ihr was von Karl May?“
„Nein, das gerade nicht; aber hier ist ein Buch mit allerlei packenden Reiseschilderungen: Bunyans Pilgerreise. Da, lesen Sie’s mal!“
„Kann ich Nietzsches „Zarathustra“ haben?“
„Leider nicht vorrätig! Nehmen Sie doch hier Pfennigsdorf: Christus im deutschen Geistesleben!“
„Ist was von Walter Bloem da?“
„Bedaure; aber hier ist eine spannende Erzählung von H.v.R. Lesen Sie die doch mal!“
„Können Sie mir Goethes „Faust“ geben?“

„Tut mir leid. Aber ähnliche Probleme von Schuld und Sünde behandeln hier die Schriften von General von Viebahn.“
„Habt ihr irgendeinen politischen Zukunftsroman?“
„Nehmen Sie sich doch mal hier die Auslegung der Offenbarung von Dr. Dönges mit. Die dürfte Ihnen manche Klarheit geben.“
Und zögernd greifen die Hände nach dem freundlich dargebotenen Buch – manche, um es nach Stunden schimpfend und fluchend wieder zu bringen, andere dagegen, um dadurch einen Ewigkeitsanstoß zu bekommen.
So schlugen wir auch durch diesen unscheinbaren Dienst Zugbrücken des Verständnisses und warfen Angelhaken der Liebe aus. Und Gott benutzte in Gnaden unsere Tätigkeit als Bücherwarte, so dass wir durch unser freudiges Zeugnis Eingang in manches verbitterte Menschenherz fanden.

19. Die Stunde der Befreiung

Über ein Jahr war seit dem Ausbruch der deutschen Revolution und der Beendigung des Krieges verstrichen, und immer noch schmachteten wir in Gefangenschaft. Mancher hatte „barbed-wire-disease“, den „Stacheldrahtfimmel“ bekommen, das heißt, seine Nerven versagten.
Doch endlich sollte auch uns die langersehnte Stunde der Befreiung schlagen. Jahrelang, wobei manche Stunden und Tage und Wochen und Monate zu Ewigkeiten geworden waren, hatten wir uns nach diesem Augenblick gesehnt. Und nun, da er kam, glaubten wir, es sei ein Traum oder ein Märchen.
Ich hatte gerade Barackendienst. Nach dem Mittagessen hatten sich alle zu einem Schläfchen hingelegt, müde, verdrossen, stumpfsinnig. Gegen 2 Uhr tönte das bekannte Hornsignal durchs Lager. Ich wunderte mich, dass die Lebensmittel heute schon so früh ausgegeben werden sollten, und eilte zur Küche. Aber statt der Lebensmittel erhielten wir vom Lagerleiter die Nachricht, dass wir in den allernächsten Tagen nach Hull verladen und von da mit einem bereits im Hafen liegenden deutschen Schiffe nach der Heimat gebracht werden sollten. Mit beflügeltem Schritt eilten die Lebensmittelempfänger in die Hütten zurück, weckten mit lautem Freudengeschrei die Schläfer und verkündigten die frohe Botschaft.
Verschlagen und gähnend reckten und streckten sich die Gefangenen auf ihren Holzpritschen und hörten mit offenem Munde die Freudenbotschaft.
„Ist das ein Scherz?“
„Ist das auch wirklich wahr?“
„Beschwindeln Sie uns auch nicht?“
So klang es vielstimmig durcheinander. Und als ich fest versicherte, dass es so sei, brach ein Strom der Begeisterung los.

Am Abend lasen wir im Bruderkreis den 126. Psalm und sangen das ergreifende, wie für unsere Lage geschaffene Lied: „Licht nach dem Dunkel“. – Mit tränenfeuchten Augen sangen wir die letzte Strophe:

„Reichtum nach Armut, Freiheit nach Qual,
Nach der Verbannung Heimat einmal;
Leben nach Sterben, völliges Heil
Ist der Erlösten herrliches Teil!“

Es war am Abend des 19. November 1919. Mehr als drei volle Jahre waren die meisten unter uns ehrlose, wehrlose, geknechtete und entrechtete Kriegsgefangene gewesen. Nun standen wir zum Abmarsch aus dem Stacheldrahtgefängnis bereit. In alten Rucksäcken, Brotbeuteln,

selbstgezimmerten Holzkisten oder durchlöcherten und halbzerweichten Pappkartons hatten wir unsere wenigen Habseligkeiten, etliche Bücher, unsere Briefe aus der Heimat, Kleiderbürste, Kamm und Esslöffel, Zahnbürste und Rasierzeug verpackt und warteten mit Spannung, bis sich das Tor mit dem wahnsinnig machenden Drahtverhau zum letzten Mal vor uns öffnen und zum letzten Mal hinter uns schließen sollte.

Niemand durfte mehr als zwei Hemden, zwei Unterhosen, zwei Paar Socken und einige Taschentücher haben. Was man mehr hatte, musste abgegeben werden. Da die Engländer gar nicht daran dachten, die schmutzigen, vielfach verlausten Wäschestücke zu reinigen und wieder zu verwenden, wurde alles aufgestapelt und verbrannt. Warme, aus Kleidungsresten selbstgenähte Hausschuhe, gute Lederstiefel, Hemden und Unterhosen, Taschentücher und Handtücher, Socken und wollene Unterjacken, darunter auch neue und sehr gute Kleidungsstücke, alles wurde dem Feuer übergeben. Wenn auch mancher fast Tränen vergoss und gerne etliches mit nach Hause genommen hätte, so begrüßten wir doch die Flammen als Symbol vergangener Knechtschaft und kommender Freiheit.
Endlich war es soweit. Die Sergeanten hatten uns gezählt und ihren Offizieren Meldung erstattet. Knarrend öffnete sich das schwere, stacheldrahtumsponnene Tor, und wir schritten mit unbeschreiblichen Gefühlen in die dunkle, sternenlose Nacht hinaus.
Gesprochen wurde fast nichts. Die Eindrücke waren zu überwältigend. Uns war, als atmeten wir eine andere Luft, als berührten unsere Füße eine andere Erde. Es war ein kleiner Vorgeschmack vom Auszug der Erlösten Jehovas aus dieser dunklen, schuldbelasteten, leidzerquälten, in Satans Haft schmachtenden Welt.

20. Eine furchtbare Überfahrt

Am 20. November 1919 kamen wir in Hull an. Es war ein trüber Vormittag. Ohne irgendwelchen Aufenthalt wurden wir auf ein vor Anker liegendes deutsches Schiff, die „Bielefeld“, gebracht. Die Bilder wechselten so rasch, und die Ereignisse erschienen nach der langjährigen, eintönigen Haft so überstürzend, dass alles wie ein Traum an uns vorbei zog und uns gar nicht recht ins Bewusstsein drang.
Während des Verladens wurden wir in freundlicher Weise verwarnt, bei der Abfahrt des Schiffes den englischen Soldaten und Zivilisten keine Schmähworte zuzurufen. Es sei noch ein englischer Lotse an Bord. Bei einem Abtransport etliche Tage vorher sei es vorgekommen, dass wegen solcher Schmährufe die Betreffenden hätten zurückgebracht und bestraft werden müssen.
Bei uns war die Ermahnung überflüssig. Wir waren alle so gefangen genommen von dem Neuen, dass wir das Leid der letzten Jahre für den Augenblick vergaßen. Besonders wir Brüder segneten das Land, das uns zu einem Paradiese, zu einem Vorhof des Himmels geworden war, da wir dort des größten Glückes unseres Lebens teilhaftig geworden waren. -- Einem christlichen Losungsbüchlein, das irgendwie in unsere Hände gekommen war, entnahmen wir jeden Tag ein besonderes Losungswort. Die Schriftstelle, die für den Tag der Überfahrt verzeichnet war, hieß:

> *„Und Ich werde eure Gefangenschaft wenden und euch sammeln aus allen Nationen und von allen Orten, wohin Ich euch vertrieben habe, spricht Jehova; und Ich werde euch an den Ort zurückbringen, von wo Ich euch weggeführt habe.“ (Jer. 29,14)*

Das war fürwahr ein köstliches Geleitwort zur Heimreise! Und wir brauchten das Wort, um uns im Glauben daran zu klammern.

Nach dem jahrelangen Stilleliegen waren wir für die Bewegungen des Schiffes doppelt empfindlich. So hatten wir denn alle schon nach den ersten Stunden die Seekrankheit. Zum anderen hatte die „Bielefeld“ wegen mangelnder Belastung viel zu wenig Tiefgang. Durch den starken Seitenschlag neigte sich unser Schiff bedenklich. Ein alter Matrose gestand, dass er noch nie eine so furchtbare Überfahrt erlebt habe. 43 ½ Grad schwankte die „Bielefeld“ nach jeder Seite. Die durcheinander wirbelnden Gefangenen, die über die auf dem Boden hin und her sausenden Kisten und Rucksäcke purzelten und keine Speisen bei sich behalten konnten, boten den Anblick eines großen Haufen von Tollhäuslern.
Ein württembergischer Professor, ein lieber Katholik, der neben mir lag, stöhnte in einem fort: „I sterb, i komm net mehr hoim! I sterb, i komm net mehr hoim!“ Wenn es mir nicht gar zu übel gewesen wäre, hätte ich beim Anblick solcher Elendsgestalten hell aufgelacht.
Es war die reine Ironie des Schicksals: jetzt konnten wir uns nach Jahren wieder einmal richtig satt essen und mussten die kaum aufgenommenen Speisen gleich wieder dem Meere übergeben! Doch auch diese Stunden gingen vorüber, und am 22. November landeten wir glücklich in Wilhelmshaven.

21. … wie die Träumenden …

Als wir im Dämmergrau des werdenden Tages unser geliebtes Vaterland erblickten, traten uns heiße Tränen in die Augen. Auch die verrohtesten und verbittertsten Menschen weinten vor Freude. Und als gar unser Fuß wieder deutschen Boden betrat, da war es uns, als müssten wir niederfallen und die heilige Erde küssen.
Mit viel Liebe wurden wir allenthalten aufgenommen. Unser Entlassungsort war Bremen. In einer Schule wurden wir umgekleidet. Wir gaben unsere alte Wäsche und die Gefangenenkleidung ab und erhielten dafür leidlich gute Zivilanzüge und Mäntel. Wir bekamen aber nur das an neuen Kleidungsstücken, was wir an alten abgaben. Wer etwa seine Schuhe oder Hosen behalten wollte, der erhielt keine neuen.
Das wurde uns zum Abbild ewiger Wahrheit. Wer nicht den beschmutzten, befleckten Rock der Selbstgerechtigkeit ausziehen will, der erhält nie das Kleid der Gerechtigkeit Jesu Christi. Hast du, der du dieses Büchlein in Händen hältst, die Umkleidung schon erlebt?
Wir bekamen unseren Militärentlassungsschein, eine kleine Auszahlung von etlichen Mark und eine Fahrkarte nach unseren Heimatort. Wir sollten noch bis zur Beendigung aller Formalitäten zweimal in den Notquartieren der Schule übernachten und am Morgen vormittags nach Hause fahren dürfen.
Welch ein wunderbares beseligendes Gefühl überkam uns, als wir am Sonntag früh im Zivilanzug ohne den hässlichen roten oder blauen Gefangenenfleck und ohne englische Soldaten mit aufgepflanztem Seitengewehr durch die Straßen Bremens schritten! Immer wieder schauten wir uns nach unseren Posten um. Es waren keine da. Wir waren wie die Träumenden.

Etwa fünfzehn Brüder hatten sich beim Verlassen der Schule zufällig zusammengefunden. Wir beschlossen, in irgendeinem christlichen Kreise einer Morgenversammlung beizuwohnen.
Ein vorbeigehender flotter Herr bemerkte, dass wir fremd waren. Wir teilten ihm mit, dass wir gerade aus englischer Gefangenschaft gekommen seien. Er freute sich mit uns und sagte verständnisvoll blinzelnd: „Da werden Sie sich wohl erst einmal gründlich amüsieren wollen. Gehen Sie nur mit mir, ich werde Sie schon führen!“
Wir merkten aber, was er im Sinne hatte, und erklärten, wir seien Christen und wollten einen Gottesdienst besuchen.

„Ach so!“ antwortete er erschrocken, zog verlegen seinen Hut und verschwand um die nächste Ecke.
Nach einigem Umhertappen gerieten wir in eine Methodistenkapelle. Der Gottesdienst hatte bereits begonnen, aber wir sahen vorn am Podium noch leere Plätze und schritten stolz durch den Raum. Der Prediger stutzte einen Augenblick, als er fünfzehn gleichmäßig gekleidete fremde Burschen auf sich zugehen sah, fuhr aber unbeirrt in seiner Ansprache fort.
Während des Schlussliedes kam er auf uns zu und fragte uns leise: „Wer seid ihr denn? Wo kommt ihr her?“
Da erklärten wir im Flüstertone glückstrahlend, wir seien Gotteskinder und kämen gerade aus englischer Kriegsgefangenschaft, wo wir alle den Herrn Jesus gefunden hätten.

Nach Schluss des Liedes wurden wir der versammelten Gemeinde vorgestellt, und ich legte ein Zeugnis ab von dem, was der Herr an uns getan hatte. Manchen warmen Händedruck spürten wir und sahen viele feuchte Augen. Zum Nachmittagskaffee wurden wir zu verschiedenen Familien eingeteilt, und ein herzlicher Familienabend, den die Gemeinde uns zu Ehren veranstaltete, beschloss den gesegneten ersten Tag unsere Freiheit.
Dabei erzählte uns der Prediger, wie er uns, als wir am Vormittag in die Kapelle angerückt kamen, für Kommunisten gehalten habe, die den Gottesdienst sprengen wollten. „Wenn mir jetzt wieder einer zu behaupten wagt“, so schloss er seine Abschiedsworte, „dass Gott keine Wunder mehr tue, dann werde ich ihm vom „Himmelstoßtrupp“ erzählen. Das ist der beste Beweis, dass Gott heute noch Wunder tut.“ --

Noch einmal gab es im französischen Quarantänelager in Griesheim bei Darmstadt einen schmerzlichen Aufenthalt von 24 Stunden, da die Franzosen uns nicht ohne weiteres in das besetzte Gebiet einlassen wollten. Aber die Schwarzen waren doch nicht ganz so gefährlich, wie es auf den ersten Blick schien. Nach einer sehr üblen Nacht erhielten wir unser Gepäck wieder, und bald sah ich die Türme meiner heißgeliebten Heimatstadt aufragen. –

Was soll ich sagen von dem herzbewegenden Wiedersehen mit den Meinen? Wie könnte ich die Freude schildern, die mein Herz erfüllte, als ich als neuer, glücklicher Mensch in Familie und Beruf wiederkehrte? Im Rückblick auf die äußerlich so dunkle Zeit meiner dreijährigen Kriegsgefangenschaft kann ich nicht anders als in Lob und Anbetung Gottes ausbrechen, der so Großes an mir getan hat.

Ihm allein sei Preis, Ehre und Ruhm!

All mein Ruhm bist DU allein!

All mein Ruhm bist DU allein!
Bist mein Sieg und Seligsein,
Ewge Quelle meiner Kraft,
Die mir Heil und Hilfe schafft.
Gib mir, dass mein Geist erfasst,
Was Du uns verheißen hast,
Dass Dein Wort sich mir erschließt
Und sich tief in mich ergießt!

Alles, was mein Herz durchweht,
Das verwandle in Gebet,
Dass es, nie mehr müd und krank,
Überströmt in Lob und Dank.
Lass mich lieben allzumal
Deiner Heilgen volle Zahl,
Weil Du eines jeden Haupt
Ewig sein wirst, der Dir glaubt.

Dürft' ich doch Dein Diener sein,
Der sich selbstlos, treu und rein,
Brünstig, glühend allezeit,
Deinem Werk und Willen weiht!
Lasse mich ergänzen doch,
Was zu Deinem Leiden noch,
Dass es werde göttlich voll,
Ich erstatten darf und soll! (Kol 1,24)

Bald wird ich verklärt Dich sehn
Und frohlockend vor Dir stehn.
Herr, ich bin Dein Eigentum,
Du mein ganzer Trost und Ruhm!

A.H.